Der selige

Peter Fourier.

Ein Beitrag

zur

Geschichte Lothringens im siebzehnten Jahrhundert.

Von

Dr. Lager,

Divisionspfarrer.

Regensburg.

Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.

1884.

B

Vorrede.

Ein Mann, dessen Thätigkeit namentlich auf dem Gebiete der christlichen Schule die Welt zu Dank verpflichtet war und teilweise sich noch verpflichtet fühlen muß, dessen Name aber außerhalb seines engeren Vaterlandes Lothringen nur wenig mehr genannt ,in Deutschland kaum gekannt wird, ist der selige Peter Fourier. Ich glaube, er hat es verdient, daß er bei uns nicht ganz in Vergessenheit gerate, umsomehr, da er noch als hochbetagter Greis wegen seiner Treue gegen das Vaterland und zu dem angestammten Fürstenhause so manches Bittere von denen erdulden mußte, deren Streben es stets gewesen, Lothringen aus der Verwandtschaft mit Deutschland herauszureißen, ihm seine Selbständigkeit zu rauben, es Frankreich einzuverleiben. Die Kämpfe und Leiden des unglücklichen Landes unter der es so hart bedrängenden Politik Richelieu's sind, soweit sie in die Lebenszeit Fouriers

hineinreichen, in dieser Arbeit ebenfalls, wenn auch nicht gerade eingehend, dargestellt worden, wie denn das Büchlein überhaupt nur eine Skizze von der Person und der Thätigkeit Fouriers bieten soll.

Als Quellen wurden benützt:

Chapia, histoire du B. Pierre Fourier etc. Paris 1861.

Besancenet, le bienheureux Fourier et la Lorraine. Paris 1864.

Baillard, le bon Père de Mattaincourt. Paris 1834.

Flavigny, le bienheureux Pierre Fourier. Paris 1873.

P. Bedel, sein erster Biograph.

D'Haussonville, histoire de la réunion de la Lorraine à la France. Paris 1856.

Dom Calmet, Histoire ecclésiastique et civile de Lorraine. Nancy 1728.

Ferner verschiedene Manuscripte aus dem Bezirksarchiv und der Stadtbibliothek zu Metz.

Metz, im November 1883.

Der Verfasser.

Erstes Kapitel.

Geburt und erste Jugend Fouriers.

In Mirecourt, einer Stadt Lothringens, erblickte Peter Fourier am 30. November 1565 das Licht der Welt. Sein Vater, Dominikus Fourier, gehörte zu den angesehensten Bürgern des Ortes und erfreute sich allgemeiner Achtung. Nach dem Tode seiner ersten Frau, Anna Nacquart, der Mutter Peters, verehelichte er sich zum zweiten Male mit Michaele Guerin, der Amme Christinens von Lothringen, die in der Folge Großherzogin von Toskana wurde. Dies brachte ihn in engere Beziehungen zu der Prinzessin sowohl, wie auch zu dem Herzog Karl III., in dessen Haushalt er bald nachher ein angesehenes Amt bekleidete; im Jahre 1591 wurde er sogar in den Adelstand erhoben. Sein ganzes Leben hindurch war und blieb er ein frommer Christ, ein treuer Sohn der Kirche.

Nicht weniger ragte Peters Mutter hervor durch alle jene Eigenschaften, welche die Zierde einer christ=

lichen Gattin und Mutter sind. Ihrer Verantwortung vor Gott eingedenk kannte sie keine größere Pflicht, kannte sie keine heiligere Aufgabe, als die ihr geschenkten Kinder in aller Frömmigkeit und Furcht des Herrn zu erziehen. Besonders aber war es der Erstgeborene, den sie hütete wie ihren Augapfel, über dem sie wachte mit einer Liebe und ängstlichen Sorge, wie sie nur ein frommes Mutterherz kennt. Da sie ihn als die Erstlingsgabe dem Herrn zurückzugeben, ihn ausschließlich seinem Dienste zu weihen beabsichtigte, suchte sie unausgesetzt alles von ihm ferne zu halten, was irgendwie von schädlichem Einflusse sein konnte und anderseits ebenso gewissenhaft alle jene Eigenschaften und Anlagen in dem zarten Knaben zur Entfaltung und Blüte zu bringen, welche ihr die Hoffnung gaben, daß Gott ihrem Herzenswunsche, ihn einst am Altare als seinen Diener und Stellvertreter zu sehen, gnädige Erhörung gesichert habe. Und an solchen Anlagen fehlte es bei dem Knaben nicht. Schon in seinem frühesten Alter zeichnete er sich durch eine große, innige Frömmigkeit und eine ungewöhnliche Sittsamkeit und Schamhaftigkeit aus. Letztere war so groß, daß er selbst die Liebkosungen der frommen Mutter nur ungern und mit großer Zurückhaltung duldete. Nie, selbst in frühester Kindheit nicht, bemerkte man etwas in seinen Reden oder in seinem Benehmen überhaupt, das die Sittsamkeit im geringsten verletzt hätte. Seine Wahrheitsliebe ließ sich nie die kleinste Lüge, selbst nicht im

Scherze zu Schulden kommen. Schön wie seine Seele war seine körperliche Gestalt schon in seiner Kindheit, so daß man ihn nicht anders als den „Engel" nannte. Sie blieb ihm bis in sein spätestes Alter. „Er war von hoher und kräftiger Statur," so beschreibt ihn uns sein Biograph, „sein Temperament war eine glückliche Mischung des sanguinischen und melancholischen. Er hatte große und offen schauende Augen, eine gebogene Nase, rote Lippen; die Farbe seines Gesichtes vereinigte die Weiße der Lilie mit dem Rot der Rose."

In der Schule, in welche die Eltern ihn frühzeitig schickten, zeichnete er sich vor all seinen Kameraden durch geistige Anlagen, Fleiß im Lernen und sittsames, wohlanständiges Betragen aus. Selbst in seinen Spielen bewahrte er einen gewissen heiligen Ernst, der aber nichts Finsteres und Abstoßendes hatte; am liebsten waren ihm solche religiöser Natur. Im elterlichen Hause hatte er sich einen Raum hergerichtet, der eine Kapelle vorstellte, mit Heiligenbildern und Blumen geziert. Dort hielt er nach seiner Art Gottesdienst, wie er es in der Kirche gesehen. An Festtagen rief er mit einer Schelle eine Anzahl Gespielen zusammen und wiederholte ihnen, was er von der Predigt behalten hatte, seine eigenen Ermahnungen und Belehrungen in kindlicher Weise hinzufügend.

Als er zehn Jahre alt geworden, ließ der Vater ihn in den Anfangsgründen des Lateinischen und der übrigen zu den höheren Studien erforderlichen Fächer

unterrichten. Diesen Unterricht erhielt er in Mirecourt selbst bis zu seinem fünfzehnten Jahre. Rasch und glänzend waren seine Fortschritte, so daß er bald alles sich angeeignet hatte, was seine Vaterstadt ihm in dieser Hinsicht bieten konnte. Da schickte ihn sein Vater nach der von Herzog Karl III. von Lothringen gegründeten Universität Pont-à-Mousson. Die alten Sprachen, Litteratur und Rhetorik waren die Studien, die er mit Vorliebe pflegte. Natürliche Anlage und Fleiß ließen ihn bald unter allen Zöglingen so hervorragen, daß seine Lehrer, zu denen auch der berühmte P. Sirmond gehörte, ihn mit Recht als den Ersten bezeichnen durften. Dazu gewann er sich durch seine Liebenswürdigkeit und Bescheidenheit alle Herzen. Niemand mißgönnte ihm die Lobsprüche, die er erntete, die Besten und Tüchtigsten schätzten sich glücklich, ein kleines Teil seiner Freundschaft zu besitzen. Solche Erfolge ließen ihn keineswegs über sich selbst erheben. Die Demut, die zu seinen größten Tugenden sein ganzes Leben hindurch zählte, bewahrte ihn schon in der Jugend vor jeder Selbstgefälligkeit und übertriebener Selbstschätzung. Als das Fundament jeglicher Tugend war sie ihm teuer und suchte er mehr und mehr in ihr zu erstarken. Unter allen Tugenden aber war es eine, die er unbefleckt und rein in ihrer glänzenden Schönheit zu bewahren suchte, die Keuschheit. Sorgfältigst wachte er über seine Sinne, bemühte er sich, alles von dieser Lilie ferne zu halten, das ihren

Glanz nur im geringsten trüben konnte. Eine starke und stechende Hut von Dornen pflanzte er um sie her: es waren die Abtödtungen und Bußübungen, durch welche er den Leib unter die Herrschaft des Geistes beugen wollte. Mitten im strengsten Winter verbrachte er oft die Nacht auf einigen Reisigbündeln als seiner Ruhestätte; häufig war der harte Boden sein Lager. Schon in den Jahren seines Studiums zu Pont-à-Mousson trug er ein rauhes Bußkleid und geißelte unbarmherzig seinen unschuldigen Leib, wenn es unbemerkt geschehen konnte. Später im Alter von achtzehn Jahren hatte er sich zur Regel gemacht, nur eine Mahlzeit des Tages zu sich zu nehmen; und diese war so spärlich und karg, daß ihm einmal ein gesalzenes Stück Fleisch von zwei Pfund fünf volle Wochen genügte. Indeß unterwarf er sich sofort dem Befehle seines Vaters, der ihm aus Besorgniß für seine Gesundheit solch strenge Bußübungen untersagte, als er Kenntniß davon erhielt. Doch wirkte er sich die Erlaubnis aus, seinem Vorsatze, keinen Wein zu trinken, treu bleiben zu dürfen. Im Gebete und stetem Umgange mit Gott suchte und fand er die Kraft und die Gnade, ohne die der Mensch nichts vermag, ohne welche alle seine Anstrengungen zum Guten und Edlen umsonst und vergeblich sind. Keine Übung war dem jungen Fourier lieber und süßer als das Gebet; mit Gebet begann er den Tag, das Gebet begleitete alle seine Handlungen und mehrere Stunden täglich waren

demselben ausschließlich gewidmet, die stets und auf das gewissenhafteste innegehalten wurden, mochte das Studium noch so dringend und geboten erscheinen. Fourier fand stets Zeit für das eine, wie für das andere.

Nach Vollendung seiner humanistischen Studien in Pont-à-Mousson kehrte er als zwanzigjähriger Jüngling in's Vaterhaus zurück. Die Mutter fand er nicht mehr, sie war schon vor einigen Jahren hinübergegangen zu Gott, dem sie den Erstgeborenen geweiht. Zum reifen Manne schon in der Jugend durch Studium und Gebet geworden, sah sich Fourier in Mirecourt nach einer ernsten Thätigkeit um. Sein Lieblingsgedanke war es stets gewesen, durch Erziehung und Unterricht veredelnd auf alle Klassen der menschlichen Gesellschaft einzuwirken. Die traurigen, verheerenden Religionskriege, deren Schauplatz gerade zu dieser Zeit Frankreich geworden, konnten diesem Gedanken nur neue Nahrung geben, da er in der Unwissenheit und Verrohung der höheren Stände sowohl wie der unteren Volksschichten eine der Hauptursachen jener Kämpfe zu finden glaubte. In Mirecourt eröffnete er darum eine Schule, wie es scheint, hauptsächlich für die Söhne aus besseren Familien bestimmt. Sie hatte großen Erfolg. Die vornehmsten Häuser Lothringens übergaben ihm vertrauensvoll ihre Kinder, und sie sahen ihr Vertrauen nicht getäuscht. Der junge Lehrer vereinigte alles in sich, um Erziehung

und Unterricht gedeihlich und fruchtbringend zu machen. Sein eigenes Beispiel wirkte mächtig auf die Zöglinge. Einer derselben versicherte noch in späten Jahren, daß er es nur der von Fourier erhaltenen Erziehung verdanke, wenn er, wie er fest hoffe, selig werde. Rührend ist das Zeugniß, welches derselbe ehemalige Zögling seinem Lehrer ausstellte. „Oft habe ich," sagt er, „darüber nachgedacht, auf welche Weise er solche Resultate erreichte, und da habe ich vor allem zwei Dinge gefunden. Das eine war seine Abneigung gegen das Böse, das andere eine für jeden, der es nicht selbst gesehen und beobachtet, unbegreifliche Vorsicht und Behutsamkeit, um nur ja keinem von den ihm anvertrauten Kleinen Ärgerniß zu geben. Einige von den älteren Zöglingen, unter denen auch ich mich befand, hatten sich verabredet, ihn überall und bei jeder Gelegenheit auf das schärfste zu beobachten, um herauszufinden, ob er wirklich so heilig sei, wie man damals schon sagte. Darum gaben wir sorgfältig acht auf jedes seiner Worte, jede seiner Geberden, jede seiner Handlungen, wir beobachteten ihn genau bei den Strafen und Zurechtweisungen, die er erteilte, ob wir nicht eine Regung des Zornes oder Unwillens, ein beleidigendes oder unpassendes Wort gewahren oder hören könnten. Wir hatten acht auf sein Benehmen in der Gesellschaft, in seinem Zimmer, bei Tische, wenn er aß und trank, nichts entging uns. Aber trotz unserer sozusagen leidenschaftlichen Überwachung, trotz unseres

Eifers, irgend einen Fehler an ihm zu entdecken, der uns zu einer Entschuldigung bei einer Zurechtweisung hätte dienen können, versichere ich und würde es mit meinem Blute unterschreiben, daß wir trotz alledem nie etwas entdeckten, das nur an eine läßliche Sünde hätte heranreichen können, dafür aber Vollkommenheiten jeder Art."

Über die Strafen, die Fourier ertheilte, erzählt derselbe Schüler: „Die Fehler, die er am meisten verabscheute, waren die Lüge, das Fluchen und die Unschamhaftigkeit. Die beiden letzten wurden strenge und fühlbar geahndet. Was die Lüge angeht, so hatte Fourier dafür eine Strafe, die ihm vielleicht als die gelindere erscheinen mochte, welche wir aber mehr fürchteten als Peitsche oder andere Züchtigungen. ‚Höret,' pflegte er uns alsdann zu sagen, ‚da Gott den Unterschied unter den Menschen zuläßt, so werdet ihr wohl gestatten, daß auch ich einen solchen mache. Für mich ist nicht derjenige ein Edelmann, welcher der reichste, der bestgekleidete, der vornehmste ist. Der wahre Adel besteht in der Tugend, und darum sind für mich die Tugendhaftesten die Edelleute, die Lasterhaften die Gemeinen, und unter den Lasterhaften ist der Lügner gemeiner als alle, weil er ein Kind des Teufels, des Vaters der Lüge, des ersten Lügners ist. Welch eine Schande, Kind eines solchen Vaters zu sein! Gott hat ihn unter die Füße der Engel erniedrigt, ja der Lügner steht tief unter allen seinen

Mitschülern; darum wird er Aller Diener sein, er wird zuerst aufstehen, er hat das Licht anzuzünden, das Feuer zu unterhalten, das Zimmer zu reinigen, er wird seine Kameraden bei Tische unbedeckten Hauptes bedienen.' Vor dieser Strafe hatten wir eine solche Furcht, daß in kürzester Frist die Lüge aus unserer kleinen Gemeinschaft verbannt war."

Zweites Kapitel.

Fouriers Eintritt in den geistlichen Stand.

Wie lohnend die Thätigkeit als Lehrer und Erzieher auch war, so konnte sie Fourier persönlich doch nicht genügen. Er fühlte sich zu Höherem berufen. Nach reiflichem Nachdenken, nach eifrigem Gebete um Erleuchtung wurde es ihm klar, daß Gott ihm das Priestertum als den Beruf vorgeschrieben, in welchem er arbeiten solle für ihn, für die Nebenmenschen und sein eigenes Seelenheil. Was seine fromme Mutter so sehnlichst gewünscht, sollte sich erfüllen, ihr Erstgeborener weihte sich dem Dienste der Religion und des Altares. Das stille, von der Welt abgeschiedene Leben des Klosters war es, welches seinen Neigungen am meisten zusagte; und es kann nicht als eine besondere Fügung der Vorsehung verkannt werden, wenn er sich unter allen klösterlichen Genossenschaften Lothringens gerade jene auserwählte, deren Reformator und Neubegründer er nach Jahren werden sollte.

Nicht ferne von Mirecourt lag die schon zu Ende

des elften Jahrhunderts gestiftete Abtei Chaumouzy der Chorherren von der Regel des heiligen Augustinus. Fourier hatte mehrere derselben kennen gelernt, der gegenwärtige Abt war sein Landsmann; diesem Umstande war es wohl zunächst zu verdanken, daß er im Jahre 1586 als Postulant bei ihnen Aufnahme begehrte. Hatte er dort das Asyl und die Pflanzstätte klösterlicher Tugenden gesucht, die ihm leuchten sollten als Vorbilder zu seiner eigenen Vervollkommnung und Heiligung, wie sehr sollte er sich enttäuscht finden von der Wirklichkeit, die ihn da umfing. Klösterliche Zucht und Sitte lag im traurigsten Verfall, so daß, menschlich gesprochen, Fourier daselbst eher Gefahr lief, seine Seele zu verlieren, denn sie zu heiligen und zu retten. Doch Gott hatte ihn nicht ohne die weiseste Absicht dahin geführt. Wohl war der damalige Abt persönlich unbescholten in seinem Wandel, er sah nicht ohne Schmerz das Verderben in seinem Hause weilen und wachsen, aber es gebrach ihm an der notwendigen Entschiedenheit und Charakterstärke, um ihm abwehrend und reformierend entgegenzutreten. Die Behandlung der Postulanten und Novizen war nach dem Berichte des ersten Biographen Fouriers eine ungewöhnlich böse und harte, eine durchaus unwürdige. „Ich weiß es aus dem Munde jener,“ erzählt er, „welche sie erfahren haben, daß ein Verbrecher auf einer Galeere nicht mehr zu leiden hat, als damals die Novizen in diesem Hause. So viele Professen, so viele Aufseher

für sie mit der Peitsche in der Hand. Sie mußten die niedrigsten Dienste verrichten. Wie Hunde nagten sie an den Knochen, die man ihnen als Nahrung vorwarf, ihr Lager mußten sie sich in einem Winkel der Küche suchen. Keine Spur von Anleitung und Unterweisung im geistlichen Leben, so daß es nicht zu verwundern war, wenn eine solch unwürdige Behandlung in jeder Hinsicht den schlimmsten Einfluß auf sie hatte." Nur eine Seele wie die Fouriers, schon erprobt und gestählt in jeder Tugend, konnte in einer solchen Umgebung nicht nur rein und unbefleckt bleiben, sondern selbst noch fortschreiten in der Vollkommenheit. Mit Engelsgeduld ertrug er alles, auch das Härteste und Schlimmste, und zum Erstaunen aller, welche jene Zustände kannten, nahm er bald das Kleid des Ordens und legte ein Jahr später die feierlichen Gelübde ab. Die Gutgesinnten bedauerten diesen Schritt, sie meinten, es sei schade, „daß ein solcher Edelstein sich verberge im Staube, eine solche mit Wohlgeruch erfüllte Blume unter Gestrüpp und Dornen." Aber dieser Edelstein sollte auch dem Staube von seinem Glanze mitteilen, diese Blume auch aus den Dornen neue Blüten hervorlocken.

Bald nachher, im Jahre 1589, wurde Fourier, noch bevor er das eigentliche Studium der Theologie begonnen und vollendet hatte, zum Priester geweiht, und zwar zu Trier in der Collegiatkirche zum heiligen Simeon. Obschon das bereits am 25. Februar geschah,

wagte er doch erst nach monatelanger Vorbereitung zum ersten Male das heilige Opfer darzubringen, am Feste des heiligen Johannes des Täufers. Noch ein Jahr lang verblieb er vorläufig in der Abtei Chaumouzy, die seines Beispieles so dringend bedurfte, wenn auch seine Mitbrüder zur Nachahmung desselben noch nicht bewogen werden konnten. Dann sandte ihn sein Abt nach der Universität Pont-à-Mousson zum Studium der Theologie. Zum zweiten Male wurde Fourier die Zierde der Hochschule unter der Leitung des damaligen Rektors, des Jesuiten Johann Fourier, eines Verwandten seines Hauses, in welchem auch schon der heilige Franz von Sales während seines Aufenthaltes an der Pariser Universität einen väterlichen Freund und Lehrer gefunden hatte. Bei seiner glänzenden Begabung und seinem ungewöhnlichen Fleiße, der gewissenhaft jeden Augenblick benützte, beherrschte er bald die theologischen Disciplinen. Außer der heiligen Schrift bildeten der heilige Thomas und die Kirchenväter, namentlich die Werke des heiligen Augustinus als des Stifters seines Ordens sein Lieblingsstudium. Die Summe des großen Dominikaners war so sein Eigentum geworden, daß seine Studiengenossen behaupteten, er werde im Stande sein, dieselbe wieder zu ersetzen, wenn sie verloren ginge.

Eine merkwürdige Fügung war es, daß seine besten und liebsten Freunde zwei Studierende wurden, welche gleich ihm später als Ordensreformatoren einen

glänzenden Namen in der Kirchengeschichte erhalten haben: Didier de la Cour, der eine Reform des Benediktinerordens anregte, die zunächst in dem Kloster St. Vannes zu Verdun, dann in Moyen-Moutier durchgesetzt und als die Congregation von St. Vannes und St. Hildulf von Papst Clemens VIII. 1604 bestätigt ward. Später erweiterte sie sich zu der so berühmten Congregation der Mauriner. Der andere war Servatius Lairuels, Reformator des Prämonstratenserordens.

Es konnte nicht fehlen, daß die Würdenträger der Kirche bald aufmerksam auf den jungen, gelehrten und tugendhaften Ordenspriester wurden. Der Cardinal Karl von Lothringen, Bischof von Metz, suchte ihn um jeden Preis für sich zu gewinnen. Er bot ihm die Pfarrei St. Stephan in Metz an, allein Fourier lehnte ab; doch ließ er sich auf Drängen des Bischofs bestimmen, die Pfarrei von St. Martin in Pont-à-Mousson zu verwalten, aber kaum drei Monate war er an derselben thätig gewesen, als er auf Befehl seines Abtes nach Chaumouzy zurückkehrte, im Jahre 1595.

In diesem Jahre war auf einer unter dem Vorsitze des Cardinals von Lothringen zu Nancy gehaltenen Versammlung der Äbte und Prioren der regulierten Chorherren eine Reform des Ordens beschlossen worden. Zur Verwirklichung derselben in Chaumouzy glaubte der Abt an Niemand eine geeignetere Stütze

zu finden, als an Fourier, daher seine Zurückberufung dahin. Allein die Zeit zur Reform war noch nicht gekommen, der Abt selbst war zu schwach, um mit Energie die in Nancy gefaßten Beschlüsse auszuführen; Fourier konnte nur durch sein Beispiel wirken, aber nur einige wenige seiner jüngeren Mitbrüder ließen sich durch ihn zu einem geordneten, klösterlichen Wandel bewegen. Die Mehrzahl sah nur einen beständigen Vorwurf für sich in jenen Tugenden, durch welche Fourier als ein Licht in der Finsterniß erglänzte; eine steigende Abneigung und Erbitterung war die Folge, zuletzt tiefer Groll und Haß, der selbst vor Mißhandlungen nicht zurückschreckte, ja selbst nicht vor Angriffen auf seine Gesundheit und sein Leben. Eines Tages soll Gift in seine spärliche Mahlzeit gemischt worden sein, so daß er keine im Kloster bereitete Nahrung mehr zu sich zu nehmen wagte. Ein Bäuerin aus dem bei dem Kloster gelegenen Dörfchen Chaumouzy, worüber die Seelsorge Fourier von dem Abte übertragen worden, versorgte ihn mit dem Notwendigen.

Zwei Jahre ertrug er so in aller Geduld, ohne je eine Klage zu äußern, dieses Leben, alle Demütigungen und Mißhandlungen, die ihm widerfuhren, bis ohne sein Zuthun seine Verwandten und Freunde davon Kenntniß erhielten, vielleicht durch den Abt selbst, der in seiner Schwäche ihn auf diese Weise aus seiner wenig beneidenswerten Lage befreien wollte. Der Cardinal von Lothringen bot ihm abermals zwei

der hervorragendsten Pfarreien in der Diöcese Metz an, jene von St. Martin in Pont-à-Mousson und Nomeny, beide reich dotiert. Eine dritte war Mattaincourt, eine der in religiöser Hinsicht verlassensten und verwildertsten, wie auch am schlechtesten dotierte; und für diese entschied sich Fourier, wie ihm auch sein väterlicher Freund, der Rektor von Pont-à-Mousson, geraten mit den Worten: „Willst Du Reichtum und Ansehen, so nimm Pont-à-Mousson oder Nomeny, suchst Du viele Beschwerden und Mühseligkeiten und keinen irdischen Lohn, so wirst Du das in Mattaincourt finden.“

Drittes Kapitel.

Fouriers Leben und Wirken in Mattaincourt. — Entstehung der Congregation von Unserer Lieben Frau.

Mattaincourt liegt in einem schönen Thale des Flüßchens Madon, eine halbe Stunde von Mirecourt. Es gab wohl keinen Ort weit und breit, der, wie schon bemerkt, in religiöser und sittlicher Hinsicht so verwahrlost und verkommen war. In den umliegenden Dörfern nannte man es nicht anders, als das „Genf im Kleinen". In der That mochte auch Genf, wohin die Einwohner von Mattaincourt ihre Industriewaren an Spitzen und Tuch zum Absatze trugen, den schädlichsten Einfluß geübt haben. Dort hielt Fourier seinen Einzug am 1. Juni des Jahres 1597, von dem heiligen Vorsatze durchdrungen, für das Heil der ihm anvertrauten Seelen und für die Ehre Gottes alles zu thun, alles zu leiden, alles zu opfern. „Gott gibt sich im allerheiligsten Sakramente den Menschen hin," sagte er in seiner ersten Predigt am Frohnleichnamsfeste, „ohne etwas anderes zu suchen, als das

Wohl und das Heil derer, die ihn empfangen; so gebe ich heute auch mich euch hin, nicht um der Ehre, nicht um Reichtümer willen, sondern allein für das Heil euerer Seelen, die ich retten will, sollte es mich auch mein Blut und mein Leben kosten."

Zunächst und vor allem ließ er das Licht seines Beispieles leuchten. Alles vermied er, was im geringsten Anstoß erregen konnte. Ganz besonders befliß er sich der größten Einfachheit in der Lebensweise, eingedenk des Gelübdes der Armut, das er abgelegt. Nur das Notwendigste gestattete er seinem Körper. Brot und Gemüse bildeten seine Nahrung, wenn er allein war. Hatte er Besuch oder konnte er nicht an seinem eigenen Tische essen, so aß er von dem, was man ihm vorsetzen konnte. Nur eine einzige Mahlzeit gestattete er sich täglich gegen Abend, in seinem Keller befand sich nie ein Tropfen Wein. Als jemand eines Tages ihm ein Fäßchen zum Geschenke brachte, wies er es freundlich zurück; trotz allen Drängens konnte er nicht zur Annahme bewogen werden, gleichwohl aber ließ sich der Geber nicht abhalten, dasselbe in seinen Keller zu schaffen, und nach zwei Jahren fand man es da noch unverletzt, so wie es hereingebracht worden. Nur im Falle der äußersten Not aß er außerhalb des Hauses. Erschien er zuweilen bei Familienfesten, wie Hochzeiten, Taufen, so geschah es nur, um den Betreffenden seinen Segen zu erteilen, sie zur Mäßigkeit zu ermahnen und ein Almosen für seine Armen zu erbitten. Für

sich selbst nahm er nie etwas. Nie wollte er von den Armen auch nur das Geringste für geleistete Dienste nehmen; von den Wohlhabenden nahm er, was sie ihm nach ihrem Gutdünken brachten, um auch das wieder für die Dürftigen zu verwenden.

Ebenso arm war die ganze Einrichtung seines Hauses. Ein Knabe leistete ihm die notwendigsten Dienste. Sein Mobiliar bestand in einem Tische, einigen Stühlen, einigen gedruckten Heiligenbildern und einem Bette, das aber nur dazu diente, vor den Menschen seine Strenge gegen sich selbst zu verbergen. Er schlief stets in den Kleidern auf einer harten Bank oder einem aus Weiden geflochtenen Stuhle. Selbst während des Winters hatte er kein Feuer, es sei denn, wenn es eine Krankheit gebot oder ein Besuch erheischte, den er nicht abweisen konnte.

Zu jeder Stunde und Minute der Nacht wie des Tages war er bereit, überall zu erscheinen, wo seine Pfarrkinder ihn verlangten; so machte er sich auch die peinlichste Pünktlichkeit in jeder Hinsicht zur Pflicht. Um jedem sofort zugänglich zu sein, brachte er jeden Morgen eine Zeit lang, manchmal mehrere Stunden, an der Thüre seines Hauses zu, selbst im Winter während der bittersten Kälte.

Unermüdlich war er in der Verkündigung des Wortes Gottes, unermüdlich im Beichtstuhle. Wohl wissend, daß die äußere Feier des Gottesdienstes vom größten, weittragendsten Einflusse auf das Herz des

Menschen ist, vernachlässigte er nichts, that er alles, was in seiner Macht stand, um ihn so glanzvoll und anziehend wie möglich zu machen. Seiner Sorge für die Seelen kam jene für die leiblichen Bedürfnisse und Nöten der ihm anvertrauten Herde gleich, seine Wohlthätigkeit, seine Herzensgüte in dieser Hinsicht kannte keine Grenzen. Er selbst beraubte sich des Nötigsten, um immer noch etwas für die Armen zu haben: Keine Gelegenheit ließ er vorübergehen, um die Wohlhabenden zu Werken der leiblichen Barmherzigkeit anzueifern. Fand bei ihnen eine Hochzeit statt, so ermahnte er sie dringend, den Heiland zu derselben einzuladen, und das waren dann die Armen, die er dem Brautpaare zuführte. Bei Leichenbegängnissen verlangte er anstatt der Unmasse von Kerzen, welche man sonst der Kirche zu opfern pflegte, Wein, Brot und andere Lebensmittel, die dann an der Thüre der Kirche für die Seelenruhe des Verstorbenen an die Armen verteilt wurden. Schickte man ihm selbst etwas bei solchen Veranlassungen, eine Torte, einen Kuchen oder sonst Leckerbissen der Art, so erhielten auch das sofort seine Armen. Die Sorgfalt und Liebe verdoppelte sich, wenn sie von einer Krankheit heimgesucht wurden. Es war ihm dann eine süße Freude, sie selbst persönlich zu pflegen. Waren sie so elend und dürftig, daß sie nicht einmal ein Bett hatten, so schickte er ihnen das seinige. Das wiederholte sich so oft, bis zuletzt von demselben nichts mehr zu ihm zurückkam. Besonders nahm er sich der

verschämten Armen an. Stets wußte er ihnen auf eine Weise zu helfen, die weit entfernt, ihr Zartgefühl zu verletzen, sie mit inniger Rührung erfüllte, mit begeisterter Verehrung und Liebe zu ihrem guten Seelenhirten.

Es darf uns so nicht wundern, wenn Mattaincourt bald eine ganz andere Gestalt annahm, wenn seine Bewohner bald als Muster der Frömmigkeit und christlicher Zucht in der ganzen Gegend weit und breit ebenso gelobt wurden, als sie früher wegen der entgegengesetzten Eigenschaften verschrieen waren. Unbeschreiblich aber begreiflich war darum auch die Liebe und Verehrung, mit der sie an ihrem geistlichen Vater hingen, die sie ihm bekundeten bei jeder Gelegenheit. Ihr Vertrauen zu ihm in allen Dingen war unbegrenzt, seine Ratschläge, seine Meinung wurden als Orakel angesehen. Ganz Mattaincourt bildete sozusagen eine einzige Familie, die Fourier als ihren Vater betrachtete und verehrte. Erschienen Freunde bei ihm, so wetteiferten alle, da seine Armut so wohl bekannt war, alles Nötige herbeizuschaffen, um dieselben geziemend zu bewirten. Seine Gäste waren die Gäste aller. Der eine brachte Linnenzeug, Tischtücher und Servietten; ein anderer Brot und Wein, ein dritter das nötige Tischgeschirr, andere erschienen mit Milch und Käse, wieder andere mit Eiern, Gemüse und Früchten u. s. w., so daß fremde Gäste, wie sein Lebensbeschreiber meint, nirgends einen besseren Tisch fanden, als bei diesem Armen Jesu Christi.

Wir begreifen nun auch, warum der Bischof von Toul, Herr von Maillane, wenn vom Pfarrer von Mattaincourt die Rede war, zu sagen pflegte: „Wenn ich doch nur fünf solche Priester in meiner Diöcese hätte, einen in jeder Ecke und den fünften in der Mitte.“ Stets stellte er Fourier seinem Klerus als Muster vor die Pfarrei Mattaincourt als Vorbild für alle. Seine Visitatoren hatten die strenge Weisung, sorgfältig all das Schöne und Gute, welches sie da fanden, sich bis in's einzelne zu merken, um es auch in weitern Kreisen verwerten zu können.

Fourier gehörte im vollsten Sinne des Wortes zu jenen Priestern, welche nach dem Vorbilde des Apostels Paulus „allen alles werden“. Seine Bemühungen für das zeitliche Wohl seiner Pfarrkinder blieben dabei nicht stehen, die Not der eigentlichen Armen zu lindern durch Almosen und jegliche Hülfeleistung, die in seiner Macht stand. Außer diesen gab es oft noch so manche andere, die der zeitweiligen Unterstützung bedurften, jene, die durch irgend einen Unglücksfall in Bedrängniß und mißliche Umstände geraten waren. Für solche gründete er eine Versicherungsgesellschaft mit einer Hülfskasse, nach dem Patron von Mattaincourt, die Unterstützungskasse von St. Aper genannt. Aus freiwilligen Beiträgen, frommen Stiftungen, Strafgeldern und anderen Mitteln wurde sie unterhalten. War ein Handwerker, Bauer oder Krämer in Geldverlegenheit, so daß er

seinen Verpflichtungen nicht nachkommen konnte, so wurde ihm aus dieser Kasse die nötige Summe vorgestreckt, unter der einzigen Bedingung, dieselbe zurückzugeben, falls er wieder in bessere Verhältnisse komme; gelang ihm das nicht, so wurde ihm die Schuld erlassen. Lange erhielt sich diese Einrichtung zum Segen der Bewohner von Mattaincourt. Mancher, der sonst Juden und Wucherern in die Hände gefallen und zum Bettler geworden wäre, hatte ihr die Erhaltung seines Wohlstandes zu verdanken. Diese Genossenschaft war wohl die erste ihrer Art, und Fourier hat das Verdienst, der erste Gründer einer Unterstützungskasse und Versicherungsgesellschaft zu sein, die auf gegenseitiger Hülfeleistung beruhte.

Eine ergiebige Quelle der Verarmung und so vieler Übel, namentlich für die Landbevölkerung, sind die Prozesse. Der Grund liegt zum nicht geringsten Teile meistens in den sich in die Länge ziehenden gerichtlichen Verhandlungen. Wie heute noch, so konnte man, und zwar in erhöhtem Maße, diesen Vorwurf der Rechtspflege zur Zeit Fouriers machen. Es that ihm wehe, wenn er sehen mußte, wie die Richter oft so saumselig und träge ihre Pflicht erfüllten, die Prozesse sich endlos verschleppten. Darum faßte er den Plan zu einer Einrichtung, welche diesem Übelstande abzuhelfen und die Prozesse überhaupt möglichst zu vermeiden geeignet sei. In seiner Jugendzeit hatte er in den Vogesen eines Tages einen einzigen Advokaten und

Richter gesehen, „der unter einer Halle,“ sagt der alte Biograph Fouriers, „in einem Tage mehr Streitigkeiten erledigte und schlichtete, als unsere langwierigen Formalitäten in einem ganzen Jahre.“ Etwas Ähnliches glaubte Fourier auch in seiner Pfarrei erreichen zu können durch Einrichtung eines Collegiums, das aus den angesehensten und einflußreichsten Adeligen der Gegend bestehen solle. Zwei von diesen würden, unterstützt von einigen Advokaten und rechtschaffenen, erfahrenen Männern aus dem Volke, die als Experten fungiren sollten, abwechselnd in jeder Woche in dem ihnen zugewiesenen Bezirke, in einem eigens dazu bestimmten Lokale eine Versammlung zur gütlichen Schlichtung aller Prozesse abhalten. Eine besondere gemeinschaftliche Kasse sollte denjenigen, welche für eine gütliche Vereinbarung waren, die notwendigen Mittel beschaffen, ihr Recht gegen jene zu verfolgen, die einen Vergleich hartnäckig abweisen. Angesehene und hochstehende Persönlichkeiten hatten diesen Gedanken Fouriers schon freudig begrüßt und ihn zu dem ihrigen gemacht. Allein der Tod des Herzogs Karl III. und noch mehr die Leiden des hereinbrechenden Krieges vereitelten die Ausführung desselben; aber er bleibt darum nicht minder ein Beweis von dem umfassenden Geiste, von dem tiefen Verständnisse Fouriers für alles, was dem Volke not that, von seinen edlen, liebevollen Bemühungen, die Lage desselben in jeder Hinsicht zu verbessern.

Der große Gedanke aber und das segensvollste Werk seines reichen Lebens ist die Gründung der Genossenschaft von Unserer lieben Frau für Unterricht und Erziehung der weiblichen Jugend, vorzüglich aus der Klasse der Armen. Mit richtigem Blick hatte er längst erkannt, daß, wie Unterricht und Erziehung die notwendigsten Grundlagen für das Wohl und Gedeihen der menschlichen Gesellschaft im allgemeinen sind, die Armen aber ganz besonders derselben bedürfen, soll ihr Los ein erträgliches und menschenwürdiges werden. Welche Mühe sich auch die Kirche von jeher gegeben, den Volksunterricht zu heben, wie vieles auch in dieser Hinsicht geschehen war von einzelnen Orden, namentlich den Jesuiten und einzelnen anderen hervorragenden Persönlichkeiten, das Volk im Großen und Ganzen und besonders der ärmere Teil desselben blieb in Unwissenheit versunken und litt bitter an den schlimmen Folgen derselben. Fourier gehörte zu jenen Männern, welche dies tief empfanden. Christliche Schulen, von Brüdern und Schwestern einer religiösen Genossenschaft geleitet, sollten da Hülfe und Änderung zum Bessern schaffen. Groß und mit anscheinend kaum zu bewältigenden Schwierigkeiten verbunden war wohl ein solches Unternehmen, aber das konnte ihn nicht zurückschrecken. Schon in den ersten Jahren seiner Wirksamkeit in Mattaincourt legte er ernstlich Hand an's Werk. Bereits hatte er einige jüngere Leute gewonnen, die er auszubilden suchte für den Unterricht

von Knaben. Allein dieselben verloren bald den Mut. Erst hundert Jahre später sollte dieser Gedanke zur Ausführung gelangen durch den seligen de la Lasalle, der die Genossenschaft der christlichen Schulbrüder gründete. Doch sah Fourier wenigstens so weit seine Bemühungen mit Erfolg gekrönt, daß er eine gute Schule in Mattaincourt zu Stande brachte.

Wenn nun auch seine Hoffnungen, rücksichtlich der Gründung einer Genossenschaft von Schulbrüdern gescheitert waren, so verwirklichten sich dieselben über alles Erwarten in der Gründung einer solchen von Schulschwestern. Die Vorsehung hatte ihm schon das hiezu geeignetste Werkzeug bereitet in der Person einer jungen Dame, Namens Alix Leclerc. Sie sollte der Grundstein der Genossenschaft werden, welche sich in verhältnißmäßig kurzer Zeit nicht nur über Lothringen, sondern auch über Frankreich, Deutschland und selbst über die neue Welt ausbreitete. Alix Leclerc wurde in Remiremont den 2. Februar 1576 geboren. Ihre Eltern gehörten zu den angesehensten Familien des Ortes. Den Beruf zu einem vollkommeneren Leben in sich fühlend, war sie sich aber noch keineswegs klar über den Weg, der sie dazu führen sollte. In ihren Zweifeln und ihrer Ungewißheit, wozu sie von Gott bestimmt sein möge, kam sie nach Hymont in die Nähe von Mattaincourt, wohin die Ärzte ihren Vater zur Kräftigung seiner Gesundheit geschickt hatten. Unverkennbar war hierin die leitende Hand der Vorsehung. „Dieser Wechsel meines

Aufenthaltsortes," erzählt sie selbst in ihrer Biographie, „gereichte mir zu großer Freude, da er mich aus einer mir wenig zusagenden Umgebung herausführte. Indeß fand ich in Hymont noch mehr weltliche Zerstreuungen als anderswo; gern und willig überließ ich mich denselben, und ich darf es als eine besondere Gnade Gottes betrachten, daß ich dort nicht heiratete, wenn mir im Geheimen auch immer der Gedanke, einem Manne unterworfen zu sein, widerstrebt hatte." So waren zwei Jahre vergangen, als Fourier nach Mattaincourt kam. Wie so viele andere von nah und fern hatte auch Alix ihn zu ihrem Seelenführer erwählt. Was ihr fehlte, wozu sie berufen sei, wurde ihr bald offenbar unter seiner Leitung. Einige Monate verflossen noch immer unter inneren Kämpfen und Zweifeln, „da glaubte ich an drei verschiedenen Sonntagen während der heiligen Messe den Ton einer Trommel zu vernehmen. Ich liebte den Tanz, und so erfüllte dieser Ton mich mit Entzücken. Am letzten jener Sonntage war ich mir selbst so entrückt, daß ich in der Luft einen Teufel zu sehen meinte, der die Trommel schlug, und eine Gesellschaft von jungen Leuten, die fröhlich hinter ihm herzogen. Sofort faßte ich den Entschluß, nie mehr irgend welche Gemeinschaft mit ihnen zu haben, und das zu thun, was Gott am wohlgefälligsten sein könnte, sollte es mich selbst das Leben kosten." Die lärmenden Lustbarkeiten einer Hochzeit, bei der sie notgedrungen erscheinen

mußte, flößten ihr einen solchen Widerwillen gegen die Freuden der Welt ein, daß sie an demselben Tage und an demselben Orte das Gelübde ewiger Jungfräulichkeit ablegte, und kein Drängen und Bitten ihrer Eltern vermochte mehr ihren Sinn zu ändern. „Seit jenem Tage," erzählt sie, „legte ich meine weltlichen Kleider ab und trug einen weißen Schleier, wie ihn die Mädchen des Dorfes zu tragen pflegten, wenn sie zur heiligen Communion gingen. Das beunruhigte meine Eltern und machte in der ganzen Nachbarschaft großes Aufsehen. Da suchte ich zum ersten Male den guten Pastor von Mattaincourt auf, um ihm alles mitzuteilen und mich ganz und gar seiner Leitung anzuvertrauen. Während des Gebetes war mir immer der Gedanke wiedergekehrt, daß ich dazu ausersehen sei, eine neue Genossenschaft von Schwestern zu gründen; mein Beichtvater war aber dagegen und stellte mir vor, daß es sehr schwer fallen werde, die dazu notwendigen Gefährtinnen zu finden." Zu seiner innigsten Befriedigung sah sich Fourier indeß bald darin getäuscht. Das Beispiel Alix's zog andere an; zuerst die siebenzehnjährige Margarete oder Gante André aus Mattaincourt. Von dem nämlichen Drange nach einem vollkommeneren Leben beseelt, faßte sie den Mut, Fräulein Leclerc aufzusuchen, um ihr mitzuteilen, was in ihrem Innern vorging. Groß war die Freude, mit welcher diese die erste Gefährtin aufnahm; sie erschien ihr wie ein von Gott gesandter Engel. Beide Seelen verstan-

den sich sofort, und das Band innigster Freundschaft verknüpfte sie von nun an bis zum Tode. Fourier war glücklich, als Alix ihm die neue Gefährtin vorstellte. Doch hütete er sich einstweilen noch sehr, irgend ein Wort der Ermunterung rücksichtlich der Gründung einer religiösen Genossenschaft fallen zu lassen. Nur ganz im allgemeinen ermahnte er sie, fest auf die Gnade von oben zu vertrauen und von ihr alles zu erwarten, nur ihre Standhaftigkeit allein könne zeigen, ob ihr Vorhaben wahrhaft von Gott eingegeben sei.

Erst wenige Wochen waren seitdem vergangen und schon hatten drei andere junge Mädchen den Entschluß gefaßt, Alix Leclercs Beispiel zu folgen und sich ihnen zuzugesellen. Es waren Johanna von Louvroir aus Mattaincourt, Claude Chauvenel von Mirecourt, erstere achtzehn, letztere neunzehn Jahre alt, und ein Fräulein Barthelemy. Der Entschluß zu einem gemeinsamen Leben stand nun fest bei ihnen. Doch auch jetzt noch ging Fourier mit der äußersten Vorsicht zu Werke; er glaubte ihrer Beharrlichkeit noch nicht vollkommen versichert zu sein. Um aber seinerseits nichts zu vernachlässigen, widmete er ihrer Leitung eine ganz besondere Sorgfalt. Alle legten eine Generalbeicht über ihr ganzes Leben ab; dann schrieb er ihnen eine gemeinsame Lebensregel vor, suchte sie in der Abtödtung, der Demut und Liebe zu üben und versammelte sie hie und da, um sie zur Ausdauer zu ermuntern. Ihr unverminderter Eifer, ihre tiefe, innige Frömmigkeit

waren ihm die Bürgen eines wahren, von Gott kommenden Berufes, und so glaubte er, einen Schritt weiter gehend, ihnen gestatten zu können, der Mette am Weihnachtsfeste in einem einfachen, sie von übrigen Jungfrauen der Pfarrei unterscheidenden Kleide beizuwohnen. In der heiligen Communion weihten sie sich in dieser Nacht dem Herrn unter dem Schutze der allerseligsten Jungfrau, und die Congregation von Unserer lieben Frau hat seitdem jene Nacht stets als den Tag ihrer Geburt betrachtet, die allerseligste Jungfrau als ihre Mutter, die Krippe des Heilandes als ihre Wiege.

Noch unschlüssig über einen bestimmten Zweck ihrer kleinen, beginnenden Genossenschaft, glaubte Alix darüber in einem Gesichte belehrt zu werden. „Die Patres Jesuiten in Pont-à-Mousson," erzählt sie selbst, „waren durch Fourier von den Vorgängen in Mattaincourt in Kenntniß gesetzt worden .... Eines Abends kam es mir vor, als befände ich mich in einem ihrer Häuser, woselbst eine große Anzahl von Vätern versammelt war. Ich hatte einen Rechen in der Hand, mit dem ich die kleinen in den Räumen des Klosters zerstreut umherliegenden Strohhälmchen sammelte, damit sie nicht verloren gingen. Keiner der Patres beachtete mich, geringschätzig schienen sie auf meine Arbeit herabzublicken, mit Ausnahme eines einzigen, der ein sehr ehrwürdiges Äußere hatte. Mich freundlich ansehend winkte er mir, nur fortzufahren. Ich hielt ihn für den heiligen Ignatius, der mich zum Unterrichte

der kleinen Mädchen ermunterte, die man ebensowenig zu beachten pflegt, als umherliegende Strohhalme. Zugleich vernahm ich aber auch deutlich eine Stimme, die mir zurief: Ich will, daß diese kleinen Seelen, die wie Bastardkinder von ihrer Mutter verlassen sind, in Zukunft in Dir eine Mutter finden."

Man kann sich die lebhafte Freude Fouriers denken, als Alix ihm erklärte, sich dem Unterricht der weiblichen Jugend widmen zu wollen. Sein Lieblingsgedanke, dessen Verwirklichung ihm rücksichtlich der Schulbrüder mißlungen war, sollte hier, fast wider alles Hoffen und Erwarten, seine Erfüllung finden. Aber noch eine Menge von Hindernissen mußten erst überwunden und hinweggeräumt werden. Wie so oft waren diese auch hier zuerst der Widerspruch der eigenen Eltern Alix's. Sie fühlten sich empfindlich verletzt durch den Tadel, den Spott und selbst die Verleumdungen, womit man die fromme Lebensweise ihrer Tochter besudelte. Dem Vater war das Verlangen unbegreiflich, „die kleinen Strohhalme zu sammeln". Er glaubte es seiner Stellung unwürdig, daß seine Tochter eine Schule hielt. Um ihrem religiösen Berufe eine andere Richtung zu geben, schickte er sie in ein Kloster der Hospitalschwestern von der heiligen Elisabeth, welche unter der Regel des heiligen Franziskus standen. „Wohl," erzählt sie, „sagte ich ihm, daß dies keineswegs mein Beruf sei, und daß ich durchaus nicht die Absicht hege, bei diesen Schwestern zu bleiben

Doch half mir die Neugierde, das Leben und die Thätigkeit derselben kennen zu lernen, meinen Widerwillen teilweise besiegen. Meinen Gefährtinnen Lebewohl sagend, gab ich ihnen die Versicherung, daß ich bald zu ihnen zurückkehren werde."

Fouriers freudige Hoffnung auf das Gelingen seines Planes litt darunter nicht. Als er sah, daß kein Tadel und kein Spott seine geistlichen Kinder in ihrer Lebensweise irre machen konnte, auch nicht die Abwesenheit ihrer ersten Gefährtin, daß seine äußerste Zurückhaltung, die er ihnen gegenüber, um sie zu prüfen, von Zeit zu Zeit beobachtete, sie nicht abschreckte, als er das strenge Leben gewahrte, welches sie in dem Hause ihrer Eltern führten, ohne noch zu wissen, wozu sie von Gott bestimmt seien, da glaubte er fest, auf sie und ihren Beruf zählen zu können, und allen Ernstes dachte er nun daran, jene Genossenschaft von Schwestern zu gründen, deren Aufgabe und Zweck die Erziehung junger Mädchen sein solle. Sein Entschluß wurde nach vielem Fasten, Beten und Almosen in der Nacht des 20. Januar 1598 gefaßt. „Heute am Morgen des Festes des heiligen Sebastian," schrieb er später, „sind es gerade fünfzehn Jahre, daß mir der Gedanke, eine religiöse Genossenschaft zu gründen und etwas zu thun, was auch andern nach uns nützen könnte, eine feste Gestalt bekam." Der Wille Gottes trat klar und bestimmt vor ihn, und von da an zweifelte und schwankte er nicht mehr.

Viertes Kapitel.

Gründung der Congregation und ihre ersten Häuser.

Vor allem bedurfte es nun eines eigenen Hauses, um die Jungfrauen zum klösterlichen Leben heranzubilden und sie auf ihren Beruf als Lehrerinnen vorzubereiten. In den Stiftsdamen der Abtei Poussay, eine Stunde von Mattaincourt entfernt, fand Fourier edle Gönnerinnen. Frau von Fresnel stellte ihm ihr Haus zur Verfügung, Frau von Apremont erklärte sich bereit, den nötigen Unterricht zu ertheilen. Am Vorabende des Weihnachtsfestes 1598 bezogen die jugendlichen Postulantinnen ihr neues Haus. Dank den Bemühungen der beiden erwähnten Damen hatte auch Alix von ihrem Vater die Erlaubniß erhalten, das Kloster der Hospitalschwestern, wo sie sich durchaus nicht glücklich fühlte, zu verlassen und sich ihren Gefährtinnen wieder anzuschließen.

Fourier unterwarf sie zuerst noch strengen Prüfungen, um die Gewißheit zu erlangen, ob sie durch nichts in ihrem Vorhaben wankend gemacht werden

könnten. Sie bewährten sich auf das glänzendste, und nun bedurfte es zunächst der Approbation der geistlichen Obrigkeit. Der Bischof von Toul, Christoph de la Vallée, zeigte sich der neuen Genossenschaft nicht abhold, wollte aber keine bestimmte Zusage geben, ehe er sich mit seinen hervorragendsten Geistlichen beraten habe. Diese jedoch verwarfen auf einer Conferenz ohne weiteres den ganzen Plan; sie hatten kein Verständniß dafür. Es bedurfte Fouriers ganze Beredsamkeit, sie umzustimmen, und er hatte denn auch die Genugthuung und den Trost, die zeitweilige Approbation seiner Gründung zu erlangen, wenn sie ihm auch nicht schriftlich ausgefertigt wurde. Vorläufig mußte sich Fourier damit begnügen; durften doch wenigstens jetzt seine geistlichen Töchter die begonnene Gemeinschaft fortsetzen und sich dem Unterrichte der jungen Mädchen widmen.

Seine erste Sorge war es nun, der Genossenschaft eine dieser provisorischen Approbation entsprechende Regel zu geben. Sie war gleichsam der Entwurf der späteren Constitutionen und enthielt neunzehn Artikel, unter ihnen natürlich die Gelübde der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams; ein viertes konnte vorläufig nur als Wunsch erscheinen, jenes der Clausur.

Sodann wurde einstweilen, bis es in Mattaincourt geschehen könne, in Poussay eine Schule eröffnet. Von allen Seiten vertraute man ihr die kleinen Mädchen an, und man hatte Ursache, mit dem Anfange zufrie-

den zu sein. Bald aber kam eine ernste Prüfung. Einige junge Stiftsdamen aus den ersten Adelsfamilien fühlten sich so mächtig zu den armen Novizinnen hingezogen, daß sie deren armes und demütiges Leben zu teilen beschlossen. Das erregte auf's höchste die Unzufriedenheit der Äbtissin, und um weiteren Gefahren — wie sie es nannte — für ihr altes und berühmtes Stift vorzubeugen, bot sie, unterstützt von einigen Geistlichen, denen das ungewöhnlich strenge Leben der Novizinnen nicht zusagte, ihren ganzen Einfluß auf, um ihnen entgegenzuarbeiten. Frau von Apremont, die ihnen stets von ganzer Seele gewogen blieb, setzte Fourier davon in Kenntniß und erteilte ihm den Rat, seine Töchter zum Besten der jungen Genossenschaft sobald als möglich von Poussay zu entfernen. Unter den obwaltenden Umständen konnte er sich damit nur einverstanden erklären. Ihre Beschützerin erwarb ihnen in Mattaincourt ein Haus; im Juli 1599 bezogen sie dasselbe und eröffneten sofort ihre Schule.

Alix wurde die erste Oberin mit dem Titel „Mutter". Anders sollte sie nach der ausdrücklichen Bestimmung Fouriers nicht genannt werden. „Nie," hatte er gesagt, „wird die Oberin dieser Congregation einen jener anderen Titel führen, wie sie wohl für die Vorsteherinnen anderer Orden passen mögen; da sie Kinder unterrichten und erziehen soll, wird sie einfach bei dem schönen Namen „Mutter" bleiben. Das ist der süßeste und liebste Titel, der wie kein anderer

an Wohlwollen und Liebe erinnert, und darum auch der natürlichste ist."

Größern Schmerz als diese Vexationen verursachte Fourier der Austritt einer der Novizinnen aus der Genossenschaft. Es war Barthélemy, der es an Mut gebrach, das so strenge Leben weiter fortzuführen. Für diese erhielt er aber bald einen bessern Ersatz in Isabelle, Schwester der Johanna Louvroir; und sie war nicht die einzige, welche, von Bewunderung für das heilige Leben der armen Schwestern erfüllt, in ihre Gemeinschaft aufgenommen zu werden verlangte. Viele baten inständigst darum, wie um eine große Gnade. Ihre Zahl wurde bald so bedeutend, daß das erste Haus nicht mehr Raum für alle bot, um so weniger, da auch von allen Seiten Schülerinnen ihnen anvertraut wurden. Frau von Apremont stellte Fourier alle Mittel zum Ankaufe eines neuen größern Hauses zur Verfügung. Die Gleichgültigkeit und Starrköpfigkeit der Bewohner, an denen sich zu dieser Zeit noch nicht jene oben geschilderte Umwandlung vollzogen, war jedoch die Ursache, daß Fourier in Mattaincourt selbst auf diesen Plan verzichten mußte, und Frau von Apremont bot ihm nun sofort ein schönes und geräumiges Haus in St. Mihiel an. Voll Dank gegen die Vorsehung und die großmütige Wohlthäterin ging Fourier freudig auf den Vorschlag ein.

Da St. Mihiel in der Diöcese Verdun lag, bedurfte er der Approbation des dortigen Bischofs, da-

mals Prinz Erich von Lothringen, Vetter des regierenden Herzogs Karl III. Freundlich und wohlwollend nahm dieser ihn auf. Nicht nur erteilte er ihm gerne die verlangte Approbation, sondern gab ihm auch noch ein Schreiben an Karl III. mit, in welchem er demselben die neue Genossenschaft auf's wärmste empfahl.

Auf der Reise nach Verdun hatte Fourier seinen Weg über St. Mihiel genommen, um das Haus, das ihm so großmütig zur Verfügung gestellt worden, in Augenschein zu nehmen. Vor einem großen, schönen Gebäude blieb er stehen und dachte bei sich: „Ach Gott, wenn es doch dieses wäre! Wie sehr würde es sich für unsern Zweck eignen!" Und siehe, zu seiner größten Freude sah er diesen geheimen Wunsch erfüllt. Es war gerade jenes, das ihre Beschützerin ihnen geschenkt hatte.

In ihrer Unzufriedenheit mit den Einwohnern von Mattaincourt wollte Frau von Apremont ihnen keine einzige von den Schwestern lassen; alle sollten nach St. Mihiel übersiedeln. Fourier aber und einige seiner Pfarrkinder baten und flehten so lange, bis sie einwilligte, daß Schwester Isabelle mit den neu Aufgenommenen bleiben dürfe. Alix Leclerc, Gante André, Johanna von Louvroir und Claude Chauvenel mußten aber ihrem geistlichen Vater Lebewohl sagen und ihren bisherigen Wirkungskreis mit St. Mihiel vertauschen.

Es geschah dies im Jahre 1602. Ihre edle Wohlthäterin hatte es an nichts fehlen lassen, was

zur Einrichtung ihrer neuen Heimat gehörte, für alles hatte sie auf das zuvorkommendste und liebevollste gesorgt. Dem Magistrate der Stadt hatte sie anempfohlen, ihnen alle Rücksichten wie ihrer eigenen Person zu teil werden zu lassen, selbst die Handwerker und Kaufleute wies sie an, ihnen alles zu verabfolgen, dessen sie immer benötigt sein könnten. So mußte die neue Niederlassung recht bald zur schönsten Blüte sich entfalten, so daß Fourier sie später stets als das erste Haus der Congregation bezeichnete, dessen Bestand als gesichert betrachtet werden konnte. Schwester Gante wurde die erste Oberin, und ihr war es vor allem zu verdanken, daß es eines der blühendsten des Ordens und wie wenig andere dem Herzen des heiligen Stifters lieb und teuer blieb.

Sofort wurden die Schulen eröffnet, und von allen Seiten vertraute man ihnen die Kinder an. Schon um sechs Uhr morgens begann der Unterricht und dauerte bis elf Uhr, zu welcher Stunde die Schwestern eine spärliche Mahlzeit nahmen. Nach derselben wurde er fortgesetzt bis zum Abende. Für ihre geistlichen Übungen und die Vorbereitung auf den Unterricht mußten sie der Nacht die Zeit abringen. Äußerst ärmlich war ihre Nahrung. Brot, etwas Gemüse, Salat oder Früchte, hie und da eine Suppe, das war alles. Nie tranken sie Wein. Fourier hatte ihnen vor allem anempfohlen, Niemanden zur Last zu fallen. Engelgleich war die Reinheit ihres Lebens.

Ihr Lager bestand aus einem harten Bette, und auch so gönnten sie sich nur wenige Stunden der Ruhe. Mit härenem Gewande und Bußgürtel tödteten sie ihren Leib ab und gaben sich oft die Disziplin. Auf diese Weise würden sie wohl bald ihre Gesundheit und ihre Kräfte erschöpft haben, hätte nicht Fourier sie verpflichtet, diese Strenge zu mildern.

Noch war kein Jahr vergangen, als der Ruf von dieser neuen Genossenschaft sich bis nach Nancy verbreitete. Der Herzog Karl, auf sie aufmerksam gemacht, wünschte ein Haus derselben in seiner Hauptstadt zu haben. Man kann sich denken, wie Fouriers Herz von Freude bewegt war, sein Werk von solchen Erfolgen schon in den ersten Jahren seines Bestehens gekrönt zu sehen. Mit Beginn des Jahres 1603 begaben sich Schwester Alix und Claude nach der Hauptstadt, um dort eine Niederlassung zu gründen: „mit großem Widerstreben," erzählt erstere; „denn wegen des Hofes und so vieler vornehmer Persönlichkeiten, mit denen wir, da wir keine Clausur hatten, nicht umhin konnten, zu verkehren, erschien mir diese Stadt wenig geeignet für uns." Wie in St. Mihiel hatten ihre Schulen auch hier großen Erfolg. Besonders aber wurde ihnen und ihrem Stifter ein Trost zu teil, nach dem sie schon so lange sehnlichst verlangt hatten. Der Cardinal Karl von Lothringen als Legat des apostolischen Stuhles verlieh ihrer Congregation die Bestätigung am 8. Dezember des Jahres 1603

unter den von Fourier für sie entworfenen Regeln. Kraft seiner apostolischen Vollmacht erteilte er ihnen die Erlaubniß, an allen Orten des Herzogtums Lothringen und Bar, mit Genehmigung der Bischöfe von Metz, Toul und Verdun, Häuser und Schulen zu errichten. Es war das ein großer Schritt weiter für den Bestand und die Blüte der jungen Congregation, wofür Fourier von Herzen dankbar war.

Das folgende Jahr schon sah zwei fernere Häuser entstehen, eines in St. Nikolas in der Nähe von Nancy, das andere in Pont-à-Mousson. Im Jahre 1606 sahen die Schwestern sich bereits genötigt, ihr zu klein gewordenes Haus in Nancy mit dem Kloster von Unserer Lieben Frau zu vertauschen. So hatte die Zahl der Lehrerinnen und Schülerinnen zugenommen. Das nämliche Jahr brachte ihnen aber auch neue Prüfungen und Kümmernisse. Ihre geliebte und so innig verehrte Wohlthäterin, Frau von Apremont, starb, noch nicht hoch betagt. Im folgenden Jahre wurden sie einer mächtigen Stütze, des Cardinallegaten von Lothringen beraubt. Der Tod raffte ihn hinweg im kräftigsten Mannesalter. Ein noch härterer Verlust hätte sie bald um dieselbe Zeit getroffen in der Person ihres geistlichen Vaters selbst, dem ein ernstlicher Unfall auf einer Reise nach Toul zugestoßen war. Während er sonst seine Reisen stets zu Fuß zu machen pflegte, hatte er sich diesmal genötigt gesehen, ein Pferd zu nehmen. Es war ein scheues Tier.

Kaum war er über Mirecourt hinausgekommen, als es seinen unerfahrenen Reiter abwarf und in Lebensgefahr brachte. Wohl kam er noch mit einigen Quetschungen davon, sie waren aber so ernster Natur, daß an einem Bein eine schlimme Wunde verblieb, infolge deren er für den Rest seines Lebens hinkte.

Gleich den meisten von Gott hochbegnadigten Seelen sollte auch Mutter Alix die Feuerprobe der inneren Versuchungen bestehen. Wie der große Heidenapostel den Stachel des Fleisches mit Zulassung Gottes so bitter empfand, auf daß die Größe der empfangenen Offenbarungen und Gnaden ihn nicht zur Selbstüberhebung und zum Stolze verleite, sollte auch sie durch Versuchungen derselben Art festbegründet werden in der Demut, dem Fundament aller übrigen Tugenden und eines jeden großen Werkes, das Gott durch Menschen wirken will. Über alles gewöhnliche Maß hinausgehend müssen diese Versuchungen gewesen sein, wenn der heiligen Frau öfters die schmerzliche Klage entschlüpfte: „Wenn Gott gestattet hätte, sich selbst das Leben zu nehmen, so würde ich das viel lieber thun, als den Zustand ertragen, in dem ich mich befinde." Dabei hatte sie noch das Unglück, unter die Leitung eines höchst unerleuchteten und unerfahrenen Beichtvaters zu geraten. Wäre Fourier nicht rechtzeitig von der Gefahr in Kenntniß gesetzt worden, wer weiß, welchem Schicksale sie anheimgefallen wäre. So ging sie mit Gottes Gnade sieg-

reich und unverletzt aus diesen schrecklichen Kämpfen hervor. Der Fürbitte der allerseligsten Jungfrau hatte sie es namentlich zu danken, daß Ruhe und Frieden wieder einkehrte in ihre so lange gequälte Seele. „Es war am Tage der Geburt Unserer Lieben Frau," erzählt Alix selbst; „ich wohnte der Vesper in Mattaincourt bei. Während der Hymnus: Ave maris stella! gesungen wurde, erhob ich in tiefster Inbrunst und Hoffnung Herz und Seele zu der gebenedeiten Jungfrau und flehte sie demütig an, mir von ihrem Sohne die Gnade zu erlangen, daß ich ihn niemals in diesen Versuchungen beleidige. Bei der Strophe: Virgo singularis, sah ich plötzlich im höchsten Schrecken einen bösen Geist neben mir, der noch drei andere böse Geister zu seiner Hülfe herbeirief. Allein durch eine höhere Macht wurden sie vertrieben, und von jener Stunde an fühlte ich mich vollkommen von der Versuchung befreit."

Fünftes Kapitel.

Bemühungen Fouriers, die Approbation des apostolischen Stuhles für seine Congregation zu erlangen. Tod der Mutter Alix.

Als Fourier die Zahl der Häuser seiner Congregation zunehmen sah, als sie selbst schon über Lothringens Grenzen hinaus in Frankreich Eingang gefunden — Chalons an der Marne war die erste französische Stadt, welche die neuen Schwestern begehrte und willkommen hieß — da mußte ihm mehr als sonst noch daran gelegen sein, seinem Werke einen festen Bestand zu sichern durch die Bestätigung von seiten des apostolischen Stuhles. Bis jetzt hatte, wie wir gesehen, der Cardinal Karl von Lothringen nur für das Herzogtum Lothringen und Bar die Erlaubniß zur Errichtung von Niederlassungen erteilt. Das konnte Fourier auf die Dauer nicht genügen; den Bestand und das Gedeihen seiner geliebten Congregation wollte er unabhängig machen von der Gunst oder Ungunst der jeweiligen maßgebenden Persönlichkeiten. Der Tod

seines fürstlichen Freundes Karl III., der ein warmer Gönner der Congregation gewesen, mahnte ihn noch mehr daran, ernstlich dafür Sorge zu tragen. Ein Kanonikus von Verdun hatte zwar schon während eines Aufenthaltes in Rom die ersten Schritte in dieser Hinsicht gethan, allein ohne Erfolg. Man hielt dort die Schulen für Externen für unvereinbar mit den gewöhnlichen Klosterregeln, vor allem der Clausur, und ließ durchblicken, daß Fourier jede Hoffnung aufgeben müsse, in Betreff dieses Punktes jemals ein geneigtes Gehör zu finden. Und doch waren die Schulen für Externen gerade das, was er durch seine Congregation bezweckte und anstrebte.

Fourier war indeß nicht der Mann, der sich so leicht entmutigen ließ. Er nahm seine Zuflucht zu dem Primas von Lothringen, Anton von Lenoncourt, der ihn mit der Abfassung einer Denkschrift beauftragte. Diese sandte er an seinen Agenten in Rom mit der ausdrücklichen Weisung, nichts zu unterlassen, um den päpstlichen Stuhl günstig für die neue Congregation zu stimmen und deren Bestätigung zu erhalten. Papst Paul V. gab denn auch im Februar 1616 das Bestätigungsbreve. Groß war die Freude Fouriers und der Schwestern; sie wurde aber bedeutend herabgestimmt, als man bei näherer Durchsicht des Breve entdeckte, daß gerade die Hauptsache, der unentgeltliche Unterricht der auswärtigen Mädchen, ganz und gar nicht in demselben erwähnt war. Auf die

inständigen Bitten Fouriers beauftragte der Primas seinen Agenten, dem päpstlichen Stuhle ein neues Gesuch zu unterbreiten, in welchem ausdrücklich die Erlaubniß zum Unterrichte junger Mädchen, sowohl der externen wie der internen, erbeten wurde.

Einstweilen benützte man die Zwischenzeit, um in Nancy für die Congregation ein wirkliches Kloster zu bauen. Es war dies das erste. Da Schwester Alix dazu auserſehen war, die Leitung desselben zu übernehmen, schickte man sie auf einige Monate nach Paris zu den Ursulinerinnen in der Vorstadt St. Jacques, um sich mit den Einzelheiten des klösterlichen Lebens, namentlich aber mit der Methode des Unterrichts vertraut zu machen.

In sechzehn Monaten waren die Bauten des Klosters fertig gestellt. Einen großen Teil dieser Zeit hatte Fourier auf ausdrücklichen Wunsch des Primas in Nancy zugebracht, um an der Abfassung der Regeln der neuen Congregation zu arbeiten, und Schwester Alix konnte ihn so leicht in den Stand setzen, dabei alle Erfahrungen und Beobachtungen, die sie bei den Ursulinerinnen gesammelt hatte, zu verwerten.

Unterdessen hatte sich auch Papst Paul V. endlich bestimmen lassen, die so sehnlichst verlangte Erlaubniß zum Unterrichte der Externen in einer Bulle vom Oktober 1616 zu erteilen. Aber auch diese erfüllte nur unvollkommen die Wünsche Fouriers und aller Beteiligten, da einerseits diese Erlaubniß nur

auf unbestimmte Zeit verliehen war, anderseits die Congregation wohl die Bestätigung erhalten hatte, aber nur mit Erwähnung des einzigen Klosters in Nancy. Erst zwölf Jahre später sollte Fourier die Genugthuung werden, seine Wünsche in ihrem ganzen Umfange erfüllt zu sehen.

In Nancy allein konnte also dem Wortlaute der päpstlichen Bulle gemäß die Genossenschaft ein eigentlich klösterliches Leben führen und ein Noviziat errichten. Doch waren der Primas von Lothringen und drei Doktoren der Universität Pont-à-Mousson der Ansicht, daß man diese Erlaubniß auch auf die übrigen Häuser der Congregation ausdehnen könne. Am 11. November 1617 wurde mit möglichster Feierlichkeit die Einkleidung in Nancy vorgenommen. Die Oberinnen sämmtlicher bis jetzt bestehender Häuser wohnten derselben bei. Die Zahl der ersten Novizinnen im Kloster zu Nancy betrug dreizehn. Unbeschreiblich war das Glück Fouriers, jetzt nach zwanzigjährigem Ringen und Mühen sein Werk wenigstens so weit mit Erfolg gekrönt zu sehen, daß er sich der gerechten Hoffnung hingeben durfte, sein Bestand werde gesichert sein. Unter Thränen dankte er Gott dafür.

In St. Mihiel und Chalons fand die Errichtung der klösterlichen Gemeinschaft und die Einkleidung der Schwestern wenige Monate nachher statt. Am 2. Dezember des Jahres 1618 legten Alix und ihre Gefährtinnen im Kloster zu Nancy feierlich die Ge-

lübde ab. Fourier, von dem Ordinarius der Diöcese dazu beauftragt, hatte selbst die Freude, dieselben entgegenzunehmen. Der von Alix so lang ersehnte Tag war gekommen, an dem sie sich ganz und gar dem Herrn zu eigen geben konnte. Demutsvoll zu seinen Füßen knieend sollte sie endlich das bindende Wort sprechen dürfen: „Ich, Schwester Therese von Jesu, gelobe stete Armut und Keuschheit, steten Gehorsam unter der Regel des heiligen Augustinus, und verspreche, nie meine Einwilligung dazu zu geben, daß der Unterricht der jungen Mädchen unterlassen werde.“ Darauf schritt man unverzüglich zur ersten kanonischen Wahl einer Oberin für das Kloster zu Nancy. Sie fiel einstimmig auf Alix Leclerc. Trotz all ihrer Einwendungen und Vorstellungen mußte sie dieselbe auf drei Jahre annehmen.

Was sie unter anderem bei ihrer Wahl zur Oberin befürchtet, daß die Aufgabe ihre Kräfte übersteige, zeigte sich bald als nur zu sehr begründet. Bereits seit einiger Zeit litt sie an einer schleichenden Krankheit, die ihre Constitution mehr und mehr untergrub. Sie machte so schnelle Fortschritte, daß schon bald der Tag kam, an dem sie ihre Zelle nicht mehr verlassen konnte, und jener andere war nicht mehr fern, an dem der Tod an ihr Schmerzenslager trat.

Auf die Nachricht von der Verschlimmerung ihres Zustandes war Fourier sofort nach Nancy geeilt. Wie groß aber auch seine Sehnsucht war, jener in ihren

letzten Nöten beizustehen, die seine erste geistliche Tochter war, und wie innig diese selbst nach dem Beistande ihres geistlichen Vaters verlangte, so bedurfte es doch eines ausdrücklichen Befehles des Bischofs, um ihn zu bestimmen, die Clausur des Ordens zu überschreiten; und selbst auch so sah ihn die Kranke nur drei Mal.

Schon in der ersten Zeit, als ihr Übel einen mehr bedrohlichen Charakter annahm, hatte Alix inständigst gebeten, eine andere Oberin an ihre Stelle zu wählen. Auf Fouriers Rat hatten die Schwestern sich endlich dazu verstanden, und wählten am 21. Dezember 1621 einstimmig die bisherige Assistentin Angelika Milly trotz ihres jugendlichen Alters von erst fünfundzwanzig Jahren. In ihrer neuen Stellung als Untergebene zeigte Alix, wie groß ihre Liebe zur Demut war. Auch nicht das Unbedeutendste that sie, nicht die geringste Erleichterung wollte sie annehmen ohne die ausdrückliche Erlaubniß der neuen Oberin. Bis zu ihrem letzten Atemzuge wollte sie keine Gelegenheit unbenutzt lassen, sich zu demütigen, sich selbst zu erniedrigen.

Zu ihren körperlichen Schmerzen gesellten sich nun auch wieder jene noch viel bitteren Beängstigungen und Qualen der Seele. Die Versuchungen und inneren Unruhen kehrten mit verdoppelter Stärke wieder, so daß sie ihr oft den klagenden Ruf entlockten: „Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen? Ich verdiene ja die Hölle, ich weiß es wohl, aber doch habe ich immer gehofft, der Gegenstand Deiner unend-

lichen Barmherzigkeit zu sein.“ Und Gott erhörte ihr schmerzliches Flehen. Die letzten Tage vor ihrem Ende erfreute sie sich der tiefsten und beseligendsten Ruhe, alle Beängstigungen hatten vollständig aufgehört. Die Oberin fragte sie, ob sie den Tod fürchte. „Nein,“ antwortete sie, „wohl erschien er mir so furchtbar, aber jetzt denke ich nicht mehr daran, Gott wird mir barmherzig sein.“ Die Oberin bat sie dann, den Schwestern doch noch ein Wort des Trostes und der Erbauung zu sagen. Demütig meinte sie, sie wisse ihnen nichts anderes zu sagen, als sie um Verzeihung zu bitten und sie anzuflehen, für sie zu Gott zu beten. „Wenn er mir verzeiht und barmherzig ist, so werde ich euer aller vor ihm gedenken im Himmel.“ Dann ermahnte sie zum Gehorsam, zur Eintracht und Liebe. Dem inständigen Verlangen der Oberin, ihr und den übrigen Schwestern den Segen zu erteilen, entsprach sie nur aus Gehorsam auf einen besonderen Befehl.

Alle Tröstungen der Kirche hatte sie bereits empfangen. Nach einem Todeskampfe von fünf Tagen, der von schrecklichen körperlichen Schmerzen begleitet war, hauchte sie am 9. Januar 1622 ihre Seele aus, im Alter von sechsundvierzig Jahren, mit den Namen „Jesus und Maria“ auf den Lippen.

„Mit den Vorzügen des Geistes und des Herzens,“ so schildert sie die Oberin Angelika Milly, „verband sie ein bezauberndes Äußere. Unbeschreiblich war ihr Eifer für die Erziehung der Kinder. Wie Gott sie in

ganz besonderer Weise hiezu berufen, so hatte er sie auch mit nicht gewöhnlichen Gaben dafür ausgerüstet. Sanftmut und Milde, freundliche Zuvorkommenheit waren mit einem Ernste und einer Anmut gepaart, die Ehrfurcht und Liebe zugleich einflößten. Sie war groß und wohlgestaltet, ihr Wuchs und ihre Haltung edel, ihr Haar etwas blond, die Hautfarbe weiß und zart, die Augen blau, die Nase ziemlich groß, der Mund schön geformt. Mit gesundem Verstande verband sie ein richtiges Urteil. In ihrer Rede zeigte sie große Zurückhaltung und Klugheit, ihre Gemütsstimmung verlor nie die Ruhe und schöne Ebenmäßigkeit. Wer sie sah und sprach, fühlte gewissermaßen die Nähe von etwas Überirdischem."

Groß und allgemein war der Schmerz um die Verblichene. Die Thränen, welche Hoch und Nieder bei ihrer Leiche vergossen, waren das beredteste Zeugniß für die innige Verehrung und Liebe, welche ihre Tugenden, ihr heiliges und opferwilliges Leben allen eingeflößt hatte. Herzog Heinrich II. selbst kam, um an ihrem Sarge zu beten, und lange haftete sein Blick auf den sterblichen Resten der Dienerin Gottes. Ihr Antlitz war im Tode von solcher Schönheit übergossen, daß er zu den ihn begleitenden Hofherren sagte: „Wiewohl ich sonst einen natürlichen Abscheu vor Todten habe, so kann ich mich doch von dieser Todten kaum trennen. Gewiß ist sie eine Heilige, die jetzt für uns zu Gott betet."

Am Tage der Beisetzung war die Menge aus allen Ständen, die sich zu der Leiche drängte, so groß, daß der Bischof den Befehl gab, sie in's Ansprachszimmer des Klosters zu bringen und jedem den Zutritt zu gestatten. Man küßte ihre Hände, ihre Füße. Manche rührten Rosenkränze und andere Andachtsgegenstände an ihr an. Jeder wollte eine Reliquie oder ein Andenken. Nur mit größter Mühe konnte man es verhindern, daß die Menge die Gewänder der Todten nicht in Stücke zerriß. Der Bischof selbst, begleitet von Fourier und zahlreicher Geistlichkeit, nahm die Begräbnißceremonien vor. Er hatte es sich nicht versagen wollen, ihr in eigener Person diese letzte Ehre zu erweisen. Als Andenken erbat er sich ihr Diurnale. Der Herzog verlangte ihren Rosenkranz; schon an ihrem Sterbebette hatte er durch seinen Hofmaler ihr Porträt anfertigen lassen, das er während seines ganzen Lebens hoch in Ehren hielt. Die Herzogin bat um das Glas, aus dem sie in ihrer letzten Krankheit getrunken, und ließ es in Gold fassen. Nur aus Andacht bediente sie sich desselben in manchen Krankheiten ihrer Verwandten und Freunde.

Im Volke wurde Mutter Alix oder Schwester Theresia sofort als Heilige verehrt; als solche rief man sie um ihre Fürbitte an, und nicht wenige gab es, die ihrer Fürsprache besondere Gnadenerweisungen zuschrieben. Wohl war auch ihr Wirken und ihr heiliges Leben geeignet, diesen Ruf und diese Verehrung zu er-

klären und zu rechtfertigen. Die Congregation von Unserer Lieben Frau hat sie stets als ihre eigentliche Stifterin betrachtet und ihr eine ebenso kindliche und innige Liebe wie Fourier, ihrem geistlichen Vater, bewahrt. Groß war denn auch ihre Ähnlichkeit mit diesem in allen Tugenden. Dieselbe Strenge gegen sich selbst, die nämliche Demut, die nämliche glühende Liebe zu Gott und dem Nächsten. Schon im Anfange ihres geistlichen Lebens hatte Fourier sich genötigt gesehen, ihr eine bestimmte Grenze in ihren Bußübungen zu ziehen. Gleichwohl war ihre Strenge gegen sich noch eine ungewöhnlich große. Sie begnügte sich nicht mit hartem Fasten und anderen Kasteiungen, durch tägliche Geißelungen und das Tragen eines mit Stacheln besetzten Bußgürtels suchte sie ihr rebellisches Fleisch in der Botmäßigkeit des Geistes zu halten. In der bittersten Kälte legte sie sich zuweilen in den Schnee, bis sie fast erstarrt war, zu anderen Malen war es das andere Extrem des Feuers und der Hitze, womit sie ihren Leib aus glühender Liebe zum leidenden und gekreuzigten Erlöser marterte. In jenen schrecklichen Versuchungen, die Gott über sie kommen ließ, pflegte sie zu sagen und zu beten, er möge sie lieber ewig in der Hölle leiden lassen, als zugeben, daß sie ihn nur durch eine einzige Sünde beleidige. Gegen Ende ihres Lebens hatte ihr Eifer so zugenommen, daß Fourier abermals ihr alle Arten von außergewöhnlichen Kasteiungen untersagen mußte.

Ihre Selbstverleugnung und Demut befähigte sie zu den schwersten Opfern. Eines Tages erhielt sie die Nachricht, daß ihre innigstgeliebte Mutter dem Tode nahe sei; in demselben Augenblicke war ihr der Befehl gegeben worden, unverzüglich in der Kirche zu einer bevorstehenden Feierlichkeit die Altäre zu schmücken. Dem Gehorsam brachte sie das schwere Opfer, — wie sie selbst später gestand, das schwerste in ihrem ganzen Leben — nicht an das Sterbebett der Mutter zu eilen. Keine Gelegenheit, sich zu demütigen, in den Augen der Menschen gering und verachtet zu erscheinen, ließ sie nicht nur unbenützt vorübergehen, sondern sie suchte solche selbst auf. Im Kloster verrichtete sie mit Vorliebe die niedrigsten Dienste. Oft warf sie sich vor den Schwestern nieder, um ihnen die Füße zu küssen. In ihrer Zelle hatte sie in großen Buchstaben die sich auf sie beziehenden Worte geschrieben: „Ein Nichts, Unwissenheit und Sünde." — „Lasset uns Gott lieben, nicht mit dem Worte und der Zunge, sondern in der That und in der Wahrheit," so sprach und handelte Mutter Alix mit dem heiligen Johannes. Gott zu lieben war ihr größtes und einziges Glück; nur für ihn und seine Ehre wollte und begehrte sie zu leben. Wie sie Gott über alles liebte mit der glühendsten, hingebendsten Liebe, so trug sie zum Nächsten eine Liebe, welche vor keinem persönlichen Opfer zurückbebte. Und das ist allein die wahre Liebe, jene, welche Opfer zu bringen vermag. Dort, wo sie für längere Zeit

weilte, wurde sie gleichsam eine Vorsehung auf Erden. In Nancy war, ehe das Kloster die Clausur erhalten, kein Kranker und Leidender, den sie nicht besuchte. Die Armen, und ganz besonders die verlassensten unter ihnen, fanden in ihr eine liebevolle Mutter. Alles was in ihrer Macht stand, that sie, Not und Elend jeder Art zu mildern. Wie ein tröstender und helfender Engel erschien sie am Krankenbette, mit überirdischer Freude leistete sie ihnen die widerlichsten Dienste, reinigte und verband sie die abschreckendsten Wunden. Einem Aussätzigen, der ihr eines Tages in der Nähe von Pont-à-Mousson begegnete, begnügte sie sich nicht bloß ein Almosen zu geben, sie kniete vor ihm nieder, wie einst die heilige Katharina von Siena gethan, und küßte ehrerbietig seine Hände. Von der heiligen Elisabeth von Ungarn lesen wir, daß sie zuweilen selbst den Eiter der Geschwüre bei ihren Kranken trank. Wie die heilige Königin that Schwester Theresia eines Tages bei einer ihrer kranken Schwestern.

Sechstes Kapitel.

Fernere Arbeiten Fouriers für die Congregation Unserer Lieben Frau. — Approbation derselben durch den apostolischen Stuhl.

Die erste und schönste Blüte, welche in dem Garten der neuen Congregation sich entfaltet, hatte der Tod gebrochen. Mutter Alix war hinübergegangen, beweint und betrauert von den Ihrigen, von allen, die sie gekannt. Eine große Stütze hatte Fourier in ihr verloren; aber das, was er mit ihr geschaffen, hatte unter Gottes Schutz und Segen schon so festen Bestand gewonnen, daß er nicht mehr sonderlich zu zagen und zu fürchten brauchte. Mehr und mehr wuchs die Zahl seiner geistlichen Töchter. Im April des Jahres 1623 erhielt auch die Stadt Metz ein Haus. Groß waren die Entbehrungen und der Mangel, womit die Schwestern daselbst im Anfang zu kämpfen hatten. Ein Brief Fouriers vom November desselben Jahres, so ganz in seinem einfachen, herzlichen Stile gehalten, schildert uns ihre Lage. „Diese Prüfungen,"

schreibt er, „gereichen mir zu nicht geringer Freude, trotz des Mitleides, das ich für euch im Innersten meiner Seele empfinde. Ihr werdet aber mit der Zeit, wenigstens in der Ewigkeit, mit Freude und Dank gegen Gott erkennen, wie gut und heilsam alles für euch gewesen ist, was ihr selbst erduldet: diese Verzögerungen, diese gemieteten Häuser, diese unausgesetzten Beschwerden, die kärgliche Lebensweise, wozu ihr gezwungen seid; jener Hunger und Durst, den ihr, wie ich von hier aus sehe, oft von eueren Mahlzeiten mit hinwegnehmet, indem ihr es nicht wagt, euch hinlänglich zu sättigen; die beißende Kälte, die in dem kommenden Winter euere Hände und Füße bedroht; die leichten Decken, das spärliche Feuer, die Sorge bald um Brod, dann um Holz, bald um Salz, bald um Eier, bald um gutes trinkbares Wasser. Wie ihr dann wieder nach Beichtvätern sucht, dann einen guten Rat und so oft Trost und Ermutigung begehrt. Ach, meine guten Schwestern, wie schmerzlich bekümmert würde ich euretwegen sein, wenn ich hier aus meinem Zimmer in Lüneville all diese Plagen sehe, wenn ich nicht mit dem heiligen Gregor bedächte, daß herrliche Kronen und großer Lohn uns für große Arbeiten und Mühseligkeiten verliehen werden, und daß, wie der heilige Paulus sagt, Niemand gekrönt wird, der nicht tapfer gekämpft hat, und daß überdies nichts geschieht ohne den Willen und die Zulassung unseres lieben Gottes, der euch so einzig und innig liebt, der

für euch alle Sorge trägt, selbst für jedes Haar eueres Hauptes."

Aber gerade das Wachsen und Blühen seiner Congregation sollte für Fourier eine Quelle neuer Sorgen und Befürchtungen werden. Die Bulle Paul's V. war nur mit großen Beschränkungen und eigentlich nur für das Kloster in Nancy gegeben worden, wie wir gesehen. Einige Jesuiten, die um diese Zeit von Rom zurückkamen, brachten nun die wenig erfreuliche Nachricht, daß man dort mit der großen Vermehrung der Häuser auf die bloße Gutheißung der Bischöfe hin keineswegs zufrieden sei; als eigentliche Klöster würden sie in Rom nicht angesehen. Man beschuldigte Fourier, daß er weit über das in der Bulle Zugestandene hinausgegangen sei. Seine Unruhe war demnach wohl begründet; es bedurfte nur eines päpstlichen Verbotes, um sein ganzes Werk, die Arbeit so vieler Jahre, mit einem Schlage zu zerstören, den liebsten Traum seines Lebens im Augenblicke, wo er Wirklichkeit geworden und immer mehr zu werden versprach, in Nichts zu verflüchtigen. Es galt darum, alles aufzubieten, um die definitive Approbation der Congregation von Unserer Lieben Frau im weitesten Umfange zu erlangen. Gleichzeitig wurde auch mit größtem Eifer die Anerkennung der mittlerweile bewirkten Reform seines eigenen Ordens, der Chorherren vom heiligen Augustinus, wovon später die Rede sein wird, nachgesucht.

Der Geschäftsträger des Herzogs von Lothringen in Rom war Herr von They, der für Fourier nicht nur eine tiefe Verehrung hegte, sondern auch durch alte Freundschaft mit ihm verbunden war. An diesen beschloß man in einer Versammlung der hervorragendsten Chorherren, den Prior von Lüneville, P. Nikolaus Guinet, und jenen von St. Pierremont, P. Guy le Mulier, zu senden, um durch seine Vermittlung die Approbation beider Orden zu erlangen. Die beiden Patres waren mit Denkschriften versehen, die Fourier selbst verfaßt hatte.

Rücksichtlich der Schwestern bat er für alle Häuser um dieselben Privilegien, welche dem Kloster in Nancy verliehen worden waren, namentlich, daß ihnen gestattet sei, zu den drei gewöhnlichen Gelübden noch das vierte des unentgeltlichen Unterrichtes der Kinder hinzuzufügen. Letzteres auch für die Kanoniker zu erlangen, war sein sehnlichster Wunsch, aber alle seine Bemühungen in dieser Hinsicht waren und blieben umsonst.

Im Monat Mai 1627 begaben sich die beiden Patres auf die Reise und langten nach sechs Monaten in Rom an. Von Herrn von They auf's freundlichste aufgenommen, thaten sie unverzüglich alle Schritte, um den Zweck ihres Kommens zu erreichen. Aber nur die betrübendsten Nachrichten konnten sie anfangs an Fourier senden, einer unerklärlichen Abneigung gegen die Schwestern Unserer Lieben Frau begegneten

sie. „Diese großen Herren,“ schreibt Fourier, „welche über diese Dinge abzuurteilen haben, und welchen der Papst die Entscheidung überlassen hat, sagen in ihrem Consistorium und selbst auch außerhalb desselben, daß diese Schwestern gar keine Ordensschwestern seien; sie könnten bei ihrer Beschäftigung gar nicht die Clausur beobachten, zudem sei ihr Begehren und ihre Existenz überhaupt gegen die Constitution Pius' V. Sie würden bei den Ordinarien der Diöcesen noch nähere Erkundigungen über sie einziehen, und vielleicht sähe man sich dann genötigt, sie alle sammt und sonders zu ihren Familien zurückzuschicken. Aber noch wunderlicher, noch gehässiger und abscheulicher ist, daß man sie sogar im Verdacht eines unsittlichen Lebenswandels hat, daß man meint, die Keuschheit könne unter ihnen nicht herrschen.“

Indeß verlor er keineswegs den Mut und das Vertrauen auf Gott. Wenige Monate später lauteten denn die Briefe aus Rom auch erfreulicher, „daß die Herren des Consistoriums, im Anfange so unerbittlich, jetzt etwas menschlicher würden“. Man glaube schon mit Bestimmtheit hoffen zu dürfen, daß man sicher die Hauptsache erlangen werde, das Gelübde des unentgeltlichen Unterrichtes der externen Kinder. Dieser Forderung wurde die größte Schwierigkeit bereitet, da man der Ansicht war, der Unterricht der Externen, welcher im Kloster erteilt werden solle, lasse sich mit der Clausur nicht vereinbaren. Es war dieser Gedanke

noch zu neu für die Zeit, und selbst der heilige Franz von Sales hatte bei der Gründung des Ordens von der Heimsuchung seinen Wunsch in dieser Hinsicht nicht einmal zu äußern gewagt. Fourier that den ersten Schritt, und wie der Erfolg zeigte, nicht vergebens.

Am 8. August 1628 erschien die so sehnlichst erwartete und erhoffte Bulle, welche die Congregation im allgemeinen und jedes bestehende Haus im besonderen approbierte ohne Nachteil der bischöflichen Jurisdiktion. Die Schwestern erhielten den Titel: Regulierte Stiftsdamen des heiligen Augustinus von der Congregation Unserer Lieben Frau, und wurde ihnen gestattet, das vierte Gelübde des Unterrichtes junger Mädchen, externer sowohl wie interner, abzulegen. Auch in Betreff der Kanoniker sah Fourier seine Wünsche erfüllt, mit Ausnahme des einen Punktes, der ihm so sehr am Herzen lag. Es wurde, wie schon bemerkt, die Erlaubniß zum Unterrichte von Knaben nicht gegeben, weil das, wie man meinte, für den Priester sich nicht schickte! Selbst hundert Jahre später hatte man in Rom noch die nämliche Ansicht. Die christlichen Schulbrüder konnten und können noch nicht zur Priesterweihe zugelassen werden.

Es war einer der glücklichsten Tage im Leben Fouriers, als ihm P. Guinet — P. Mulier hatte seiner Gesundheit wegen Rom schon früher verlassen müssen — die Bullen nach Mattaincourt überbrachte. So groß war seine Freude, daß er diese Dokumente

mit einer Art religiöser Ehrfurcht behandelte. Er gestattete nicht, daß ihm der Pater sie ohne weiteres entrollte. „Warten Sie, warten Sie," rief er aus, „profanieren Sie sie nicht, indem Sie sie auf den unbedeckten Tisch legen." Im Dorfe ließ er dann eilends reine Servietten holen — seine Armut gestattete sich deren keine — breitete sie sorgfältig über den Tisch und legte so die Bullen darauf. „Wären wir im Besitze von Seide, Sammt oder Goldstoff," sprach er, „so würden sie jetzt dazu gebraucht werden."

Siebentes Kapitel.

Constitutionen der Congregation von Unserer Lieben Frau.

Sind wir bis hierhin mit Interesse der äußeren Geschichte der Congregation gefolgt, so mag nun ein Blick auf die Verfassung und die Regeln derselben uns über den inneren Geist belehren, welche ihr Stifter derselben einzuhauchen suchte. In einem folgenden Kapitel werden wir dann kurz die Schulen, die Methode des Unterrichtes u. s. w. berühren.

„Achte, Tochter Unserer Lieben Frau," so beginnt Fourier die Constitutionen, „achte auf die heilsame, liebliche, mächtige und göttliche Unterweisung Deiner heiligsten, weisesten und gütigsten Mutter, die mit wahrhaft mütterlichem Herzen bei der Aufnahme in ihre Familie Dir zuruft: ‚Meine geliebteste Tochter, thue ganz und gar alles, was mein Sohn Dir sagen wird, Dein Herr und Schöpfer, Dein Heiland und Erlöser, Dein Gott, Dein Bräutigam!'

Das ist, geliebteste Tochter, die Lehre der Mutter

Gottes, die auch Euere ist. . . . Achtet darum auf die Stimme Eueres Gottes, seines eingeborenen Sohnes, voll Liebe und großem Verlangen, recht zu hören, recht zu lernen und zu gehorchen. . . . Sehet, an welchen Ort die Vorsehung und Majestät Eueres Gottes in seiner immerwährenden Liebe in dieser Welt Euch senden wollte, um Euch dort ganz heilig, ganz wundersam im Himmel und auf Erden zu machen.

Es ist ein Heiligtum der Andacht, in dem ein geistliches Leben geführt wird, ein himmlisches und apostolisches Leben derer, die sich nicht damit begnügen, ihrer eigenen Heiligung obzuliegen, sondern die sich zugleich bemühen, ihre Liebe und ihre steten Arbeiten dem öffentlichen Wohle zu widmen durch einen treuen, nutzenbringenden und unentgeltlichen Unterricht, den die jungen Mädchen, arme wie reiche, in ihren Schulen erhalten.

Ist dieser himmlische Ort nicht schon jetzt und ganz und gar eine Art von Himmel? Und muß man ihn denn noch durchaus „Erde" nennen, da er auf der Erde ist, so ist er aber doch eine heilige Erde, ein heiliges Land, welches nur heilige Gesetze hat, ein Land, in welchem nur Werke von Heiligen vollbracht werden sollen, ein Land, welches nur ganz heilige Töchter beherbergen kann, oder die wenigstens heilig sind dem Willen nach und sich auf dem Wege befinden, es eines Tages zu werden. Dort arbeitet man unaufhörlich und unermüdlich an dem Werke Gottes. Nichts-

destoweniger ist es auch wie eine Wüste, wo man nicht begehrt und nicht hofft, nicht wünscht und nicht sucht, weder Ruhe noch Frieden, weder Freude noch Befriedigung anders als in Gott und in göttlichen Dingen.

Richtet Eueren Sinn nicht mehr auf die Welt, noch auf die Dinge dieser Welt, wenn Ihr einmal Euere Wohnung auf dieser heiligen Erde gewählt habt, die ein irdisches Paradies ist. Vergesset ein für allemal selbst die teuersten Personen, welche Euch am nächsten stehen, und der König der Herrlichkeit, o meine Tochter, wird begehren und segnen und vermehren Deine Schönheit, die Schönheit Deiner Seele. Er, Dein Heiland, Dein Gott, hat Dich hierhin geführt. Der, welcher Gott ist, ist wahrhaft der Deinige."

In diesen begeisterten Worten kennzeichnet Fourier das Ziel, das seine Töchter erstreben sollen; um es zu erreichen, gab er ihnen ihre Ordensregeln.

Der erste Abschnitt handelt von den Novizen. In drei Punkten bespricht er die Zulassung zum Noviziate, ihr Verhalten und ihren Wandel während desselben und ihre endgiltige Aufnahme in die Congregation. Bei der Zulassung von Postulantinnen sollen die Schwestern, welche darüber zu entscheiden haben, mit der größten Gewissenhaftigkeit, mit möglichster Umsicht und Sorgfalt, nach reiflicher Erwägung vor Gott verfahren. Die Ehre des Heilandes und seiner glorreichen Mutter darf ihnen allein nur vor Augen schweben. Sie müssen sich insbesondere vor jedem

unerleuchteten Eifer hüten, der sie manchmal verleiten könnte, ihre Klöster rasch bevölkern zu wollen, vor jeder Bevorzugung, die ihren Grund in verwandtschaftlicher Zuneigung hat, vor dem eitlen Ehrgeize, Töchter aus vornehmen Häusern in der Genossenschaft zu haben. Sie sollen sich nicht beeinflussen lassen durch ein verkehrtes Mitleid, wenn sonst fromme aber des wahren Berufes ermangelnde Seelen um Aufnahme bitten, wie anderseits auch nicht durch Furcht vor dem Tadel der Welt oder dem Unwillen der Verwandten; nicht durch Empfehlungen, namentlich von Personen der höheren Stände, selbst nicht von Geistlichen, mögen sie auch fromm und gelehrt sein.

Von der Postulantin selbst werden folgende Eigenschaften verlangt: Gesund an Körper und Geist muß sie einen guten Charakter haben, eines unbescholtenen Rufes sich erfreuen, aus einer rechtmäßigen Ehe entsprossen sein und das hinlängliche Alter haben. Mit der Kenntniß des Lesens und Schreibens muß sie großes Verlangen nach dem religiösen Leben und ganz besonders nach dieser Genossenschaft verbinden. Jede Gewalt und äußere Beeinflussung, jede menschliche Rücksicht muß davon ausgeschlossen sein. Postulantinnen aus adeligen und reichen Familien, welche die erforderlichen Eigenschaften zu besitzen scheinen, können nur aufgenommen werden, wenn sie einer noch strengeren Prüfung als andere unterworfen worden sind.

Zwei Jahre dauert das Noviziat. Zur Bildung

und Leitung der Novizen soll eine Schwester genommen werden, welche hervorragt durch Heiligkeit des Lebens, so daß sie wahrhaft als Führerin, als Beispiel und Spiegel der Vollkommenheit dastehen kann. „Mit Sanftmut, Leutseligkeit und herzlicher Güte muß sie allen entgegenkommen wie kleinen Kindern, die eben erst im Herrn geboren worden sind und schweigend die Milch einer süßen und sanften Unterweisung begehren. Durch solche Freundlichkeit und Liebe, aber doch gepaart mit dem nötigen Ernste, soll sie bewirken, daß die Novizinnen eine nicht minder große und heilige Liebe zu ihr hegen und mit vollkommenem Vertrauen ihr wie einer guten Mutter bei allem, was sie drückt und kümmert, entgegenkommen, ihr aufrichtig und bereitwillig ihr ganzes Innere offenbaren und von dieser wiederum mit frommer Begierde alles, was sie ihnen sagen mag, annehmen und sich zu Nutzen machen. Als eine wahre Mutter wird sie nicht dulden, daß sie in irgend etwas, wie klein und unbedeutend es auch scheinen möge, ihre Pflicht versäumen. Ihren ganzen Verstand, all ihre Liebe, ihre ganze Sorgfalt wird sie anwenden, diese Kinder Gottes und der allerseligsten Jungfrau zu hüten und zu leiten, sie zu lehren, die Sprache des Himmels und der Heiligen zu reden, sie in allen notwendigen Dingen zu unterweisen.

Und da, wenn der Herr selbst das Haus nicht baut, umsonst die Werkleute bauen, so muß die Vor-

steherin fest überzeugt sein, daß sie im Hause nur eine unnütze und unwürdige Magd ist. All ihre Hoffnung und ihr ganzes Vertrauen soll sie auf den setzen, der pflanzt und begießt und das Gedeihen verleiht wie es ihm wohlgefällt; in seiner Gegenwart muß sie stets ihr Herz wachend erhalten, in flehentlichem Gebete zu ihm rufen für diese heiligen Gottesschäflein, auf daß nicht der brüllende Löwe, der sie umkreist, eines von ihnen raube und morde und verschlinge."

Zeigt es sich im Verlaufe der beiden Noviziatjahre, daß eine Novizin nicht den wahren Beruf hat, so ist sie ohne weiteres zu entlassen ohne irgend welche Rücksicht auf Freundschaft oder Zuneigung, auf die Größe der Mitgift, auf Verwandtschaft oder sonst etwas. Der so Entlassenen muß alles, was ihr gehört, getreulich zurückgegeben werden.

Bewährte sich die Novizin, so fand unter feierlichen Ceremonien die Einkleidung und die Gelübdeablegung statt, letztere in folgender Form: „Heute lege ich N. N., in der Genossenschaft Schwester N. genannt, Gott dem Allmächtigen das Gelübde der immerwährenden Armut, Keuschheit und des vollkommenen Gehorsams nach der Regel des heiligen Augustinus und den vom heiligen Stuhle approbierten Constitutionen der Congregation von Unserer Lieben Frau in die Hände des Herrn N. (des bischöflichen Commissärs) unter der Autorität und Jurisdiktion des Bischofs N. N., unsers Oberen, in Gegenwart des ganzen himmlischen Hofes,

ab, und unter Ihrem Gehorsam, ehrwürdige Mutter Oberin, sowie aller derjenigen, die Ihnen rechtmäßiger Weise nachfolgen werden. Ferner gelobe und verspreche ich Gott, unentgeltlich die jungen Mädchen zu unterrichten, sowohl diejenigen, welche als Pensionärinnen in diesem Kloster leben, als auch jene, welche täglich von draußen kommen, um hier ihren Unterricht zu erhalten, insoweit der Gehorsam mir es gestatten wird, und nie zuzugeben, daß dieser von dem heiligen Stuhle gestattete und in den Constitutionen gebotene Unterricht unterlassen werde, mit der Beteuerung und Erklärung vor dieser ganzen Versammlung, daß ich keineswegs durch äußere Ursachen zum Eintritte in den Ordensstand und zur Ablegung der oben genannten Gelübde bewogen worden bin, sondern daß ich sie abgelegt habe aus meinem eigenen und freien Willen mit Hülfe des göttlichen Beistandes."

In den ferneren Abschnitten und Kapiteln verbreitet sich Fourier über das Leben und die Pflichten der Professchwestern. Ungemein innig und beredt wird seine Sprache, wo er von der Beobachtung der Gelübde des Gehorsams, der Armut und der Keuschheit handelt.

„Der heilige Gehorsam ist das erste und vorzüglichste der drei Gelübde. Unser Herr und Heiland, der gehorsam ward bis zum Tode am Kreuze, wollte ihnen ein Beispiel des Gehorsams geben. Diese Tugend müssen sie vor allem lieben und mit ganzem Herzen

umfassen in der Ueberzeugung, daß sie kostbar ist wie kein Opfer; sie ist eine Tochter der Demut, die Mutter und Pflegerin der Keuschheit, die Gefährtin der Gerechtigkeit, die Hüterin und Herrin aller übrigen Tugenden, die Mutter der Eintracht und Liebe, ein Hafen der Sicherheit und Ruhe und das immerwährende Freudenmahl eines Gewissens, das stets in vollkommener Ruhe lebt. . . . Jene Schwestern, welche den vollkommenen Gehorsam üben, wandeln geraden Weges auf Gott zu und befinden sich sicherlich auf dem wahren Wege zum Himmel. . . . In diesem Glauben lassen sie sich leiten, wohin man will gleich blinden oder kleinen Kindern, oder wie arme, einfältige und unschuldige Schäflein, die ohne ein Wort der Klage oder des Unwillens ihrem Hirten folgen und den Weg wandeln, den er will, wäre es auch um sie gerade zur Schlachtbank zu führen. . . . . Sie müssen sich leiten und behandeln lassen wie ein Stückchen weiches Wachs, das der Hand dessen folgt, der es hält und ihm eine beliebige Form gibt; wie ein todter Leib, der sich schmähen, verspotten und verachten läßt, wie Thon in der Hand des Töpfers, der daraus ein zu gemeinem oder ehrenvollem Gebrauche bestimmtes Gefäß formt; wie ein Stab in der Hand des Greises, oder wie ein Werkzeug in der Werkstätte des Handwerkers, der es liegen läßt oder in die Hand nimmt, der es wegwirft, sich seiner bedient oder nicht bedient." Aber doch soll er kein todter, maschinenmäßiger Gehor-

sam sein, sondern ein freudiger und fröhlicher in Gott. In dem Bewußtsein, seinen Willen zu erfüllen, sollen sie ihr Glück, ihre Wonne finden.

Zudem war in den Regeln, wie in jenen aller religiösen Orden, auch dem vorgebeugt, daß die Gewalt der Oberen in Despotismus und Willkür über die Untergebenen ausarten konnte. Alles, was von irgend welcher Wichtigkeit war, mußte einer Beratung mit den ältesten und angesehensten Profeßschwestern unterbreitet werden. Oberin wie ihre Assistentin können nur auf drei Jahre gewählt werden, und außerdem sollte für alle Häuser ein Generalvisitator bestehen, dem es oblag, für die Beseitigung und Unterdrückung aller Mißbräuche Sorge zu tragen.

„Da die Armut," heißt es von dem zweiten Gelübde, „eines der sichersten und stärksten Bollwerke des religiösen Lebens ist, so müssen die Schwestern sich bestreben, dieselbe zu lieben und hochzuschätzen, zu üben und unverbrüchlich zu bewahren in ihrer ganzen und vollkommenen Reinheit. Oft sollen sie betrachten, daß unser Herr und Heiland arm und dürftig für sie geworden, auf daß sie ihm auf diesem Wege folgen. Dann will er ihnen für die Dinge dieser Erde den Himmel und sich selbst geben. Ihre Armut täglich größer zu machen und ähnlicher jener des Heilandes, das soll ihre heilige Habsucht sein."

Keine Schwester soll etwas besitzen für sich selbst, wäre es auch nur von dem Werte eines Stecknadel-

kopfes. Was sie zu ihrem Gebrauche haben, ist geliehenes Gut. „Das werden sie als heilig und unantastbar achten in dem Bewußtsein, daß es ihnen nur auf eine Zeit lang dargeboten und geliehen ist von ihrem Kloster, welches sie aus reiner Barmherzigkeit nährt und unterhält als Fremdlinge." Und auch daran dürfen sie ihr Herz nicht hängen. Bemerkt die Oberin eine solche Anhänglichkeit, so soll sie ihnen den Gegenstand desselben wegnehmen entweder für immer oder auf einige Zeit. Zu dem Zwecke schrieb Fourier auch vor, daß hie und da die Zellen, die Möbel und Breviere, sogar Bilder und Rosenkränze gewechselt würden.

Jedes Haus darf Capitalien, Einkünfte und andere Güter besitzen. Aus Furcht vor den Gefahren des Reichtums wollte der Stifter aber ausdrücklich, daß, wenn die Einkünfte hinreichten zum Unterhalte der Schwestern und zur Bestreitung der gewöhnlichen Bedürfnisse des Hauses, keine Mitgift mehr von den Postulantinnen verlangt werde. Bei der Gelübdeablegung mußte überdies noch jede Schwester laut und öffentlich versprechen, daß sie nie, unter keinen Umständen, veranlassen wolle, noch ihre Zustimmung geben, daß an den Regeln über die Armut irgend etwas geändert werde.

Mit größter Vorsicht und jungfräulicher Zurückhaltung handelt er sodann von der Tugend der Keuschheit. „Sie ist die Krone, die Ehre der Engel. Engel

auf Erden sind jene Gott geweihten Jungfrauen, die schon jetzt ihre Wohnung im Himmel haben und so zu sagen, ohne die Erde zu berühren, sich beständig mit den Werken der Engel beschäftigen. Der Herr hat sie berufen, auf daß sie ihn vollkommen lieben und ihm folgen überallhin, auf daß sie ihm ihr Herz ganz und gar hingeben, ohne es jemals an etwas anderes außer ihm zu heften. Die Eigentümlichkeit der Engel ist es, sich nicht damit zu zerstreuen, eine andere Schönheit als die Gottes zu betrachten. So sollen sie mit aller Sorgfalt und Behutsamkeit ihr jungfräuliches Herz und ihre Taubenaugen wie alle ihre Sinne hüten, auf daß dieselben wie ihre Sitten und ihr ganzes Benehmen stets hell und lauter, rein und jungfräulich seien vor Gott."

Weil nichts geeigneter ist, diese heilige Blume in ihrer Schönheit und glänzenden Reinheit zu bewahren, als ein zurückgezogenes, verborgenes Leben, so verbreitet sich der Stifter um so ausführlicher über die Clausur. „Da diese englische Reinheit, sagt er unter anderem, so wunderbar zart ist, und sie nicht duldet, daß sie irgendwie belästigt oder beunruhigt werde, so begnügt sie sich nicht mit dem Bunde, den sie mit den Augen geschlossen, den Ohren und dem Herzen; sie verlangt außerdem, daß man sie stets und so lange als möglich ferne von der Welt halte. Darum schreibt die Kirche die Clausur vor und anempfiehlt sie auf das angelegentlichste. Ueberflüssige Besuche und unnütze Gespräche,

Verlust an Zeit und eine Menge von oft gefährlichen Zerstreuungen werden dadurch vermieden."

In einer Anzahl von Kapiteln folgen sodann die eingehendsten Vorschriften über das tägliche Leben in allen seinen Beziehungen. Wir gehen nicht weiter darauf ein, um uns zu jenen zu wenden, welche die Schulen, den Hauptzweck der ganzen Congregation, betreffen.

Achtes Kapitel.

Vorschriften über Schulen und Unterricht.

Als Hauptaufgabe seiner Ordensschwestern stellt ihnen Fourier folgende vor Augen: „Von größtem Nutzen, ja selbst von Notwendigkeit ist es für das Wohl der Schülerinnen, ihrer Eltern, der Familien, denen sie einst vorstehen sollen und auch des Staates, daß sie bei Zeiten wohl unterrichtet und unterwiesen werden in der Furcht des Herrn, und auch, soweit es möglich ist, in anderen Dingen, die ihnen nützlich sein können im Leben und dazu beitragen, dasselbe zu verschönern und zu veredeln. Das kann ihnen nicht besser und nicht wohlfeiler geboten werden, als von anderen Personen ihres Geschlechtes, und zwar durch solche, die selbst ein gutes, wohlgeordnetes Leben führen. . . . In dieser Absicht werden die Schwestern von der Congregation Unserer Lieben Frau in ihren Schulen, die eigens erbaut und eingerichtet sind für junge Mädchen aus der Stadt und aus dem Dorfe, alle unterrichten, die in denselben Aufnahme verlangen.

Desgleichen liegt ihnen ob, auch jenen anderen Mädchen Unterricht zu erteilen, welche im Innern des Klosters elbst leben."

Demgemäß zerfällt der Abschnitt über die Schulen in zwei Abteilungen, jene, welche den Unterricht der externen Schülerinnen behandelt und die, welche sich mit dem Unterrichte der Pensionärinnen beschäftigt. Erstere als dem gewöhnlichen, ärmeren Volke angehörend, lagen ihm aber bei weitem mehr am Herzen.

Aufnahme in die Schule können Kinder vom Alter von vier Jahren an finden. Sie dürfen aber an keiner ansteckenden Krankheit leiden, noch weniger darf ihr Ruf ein tadelhafter sein.

In Betreff des Unterrichts selbst sagt er: „Die Schwestern sollen sich bemühen, die Schülerinnen in all dem zu unterrichten, was Ordenspersonen anständigerweise lehren, und Mädchen, die in der Welt leben, lernen und benützen können, um Gott, Vater und Mutter zu gefallen und andern, mit denen sie in Berührung kommen müssen. Über der Bildung des Innern soll und darf das äußere Benehmen nicht vernachlässigt werden. Sie sollen lernen, Gott zu lieben und den Nächsten, sie sollen lernen, wie sie ein heiliges Leben führen können im Schoße des Reichtums und mitten unter den Ehren der Welt, wie in der Armut, Niedrigkeit und Dürftigkeit. Mit einem Worte auf alles, was Bezug hat auf das gegenwärtige Leben, aber vorzüglich und an erster Stelle auf die glückselige

Ewigkeit, darauf müssen die Lehrschwestern ihr Augenmerk richten.“

Der Unterricht umfaßte das Gebet und den Katechismus. Abscheu vor der Sünde, Liebe zur Tugend und zum Guten, christlicher Anstand und christliche Zucht und Sitte soll den Kindern eingeflößt und beigebracht werden. Lesen, Schreiben und Rechnen, Nähen und alle Arten von weiblichen Handarbeiten, die von Nutzen sein können, sind fernere Unterrichtsgegenstände.

Rücksichtlich der Methode verlangte Fourier zum ersten Male, daß der Unterricht sich mit mehreren Kindern zugleich, nicht wie es bis dahin zu geschehen pflegte, bloß mit den einzelnen nacheinander beschäftige. Die Oberin soll sämtliche Schülerinnen in mehrere Bänke verteilen. Auf jeder einzelnen Bank sollen fünfzehn, höchstens zwanzig Kinder sitzen, die von einer Lehrerin unterrichtet werden. Die Bänke führen Nummern: 1, 2, 3 u. s. w., je nach dem Fleiße, der Sittsamkeit und den Fähigkeiten der Schülerinnen. Wetteifer zwischen den verschiedenen Bänken ist gestattet, die tiefer Sitzenden können zu höheren Plätzen aufsteigen. In jeder Klasse soll sich eine Bank der Auszeichnung befinden für diejenigen, welche die Woche hindurch sich keinen Fehler haben zu Schulden kommen lassen; desgleichen auch eine Strafbank für jene, welche offenbar faul gewesen.

Die Gebete sollen gelernt werden, indem die Kinder der Lehrerin die einzelnen Worte zu zwei oder

vier oder sechs nachsprechen, indem sie dieselben öfters selbst wiederholen oder von anderen aussprechen hören oder auch aus den Büchern für sich lernen.

Lesen sollen sie lernen, indem die Kleineren zwei oder drei Buchstaben aussprechen, die sie fünf- bis sechsmal wiederholen. Andere sprechen ganze Silben aus und vereinigen sie zu Wörtern. Wieder andere, die schon mehr fortgeschritten sind, lesen Wörter oder ganze Sätze. Hie und da soll die Lehrerin vier oder sechs von den Fähigsten zusammen nehmen, um eine nach der anderen zu überhören, während die fünf übrigen recht acht geben und in ihren Büchern mit leiser Stimme mitlesen sollen; zuweilen kann man sie auch alle auf einmal an einer Tafel üben. Soviel als möglich muß dafür gesorgt werden, daß alle dasselbe Buch haben, um die nämliche Lection lesen zu lernen, so daß, während eine mit lauter Stimme liest, die übrigen in ihren Büchern folgen können. Auf diese Art werden sie schneller und besser lernen.

Läßt die Lehrerin die Lection aufsagen, so thut sie am besten, die Schülerinnen zu je zweien aus der Bank heraustreten zu lassen. Eine sagt die Lection her, die andere hört zu und macht auf die begangenen Fehler aufmerksam.

Der Schreibunterricht wird erteilt, indem die Lehrerinnen einzelne Buchstaben, Silben oder ganze Sätze je nach der Fähigkeit der Schülerinnen vorschreiben, welche dann nachzubilden sind. Von Zeit zu Zeit

sollen bald den einzelnen insbesondere, bald allen zusammen allgemeine Schreibregeln gegeben werden, und es muß darauf gesehen werden, daß diese während des Schreibens beobachtet werden.

Für die Rechtschreibung müssen zuerst die Regeln der Grammatik gelernt werden. Dann werden vier bis fünf Zeilen dictiert, je nach Umständen auch mehr oder weniger; eine Schülerin wiederholt jedes einzelne Wort, und ist das Dictat niedergeschrieben, soll sie laut und deutlich dasselbe vorlesen, während die anderen das ihrige danach verbessern.

Bei dem Rechenunterricht sollen die Zöglinge zuerst mit den einzelnen Ziffern und ihrem Werte, dann mit der Zusammenstellung zu kleineren und fortschreitend zu größeren Summen bekannt gemacht werden. Das kann auf einer Schiefer- oder Holztafel geschehen, die an einer hervorragenden Stelle des Schulzimmers angebracht ist. In dieser Weise können alle leicht sehen und zusammen unterrichtet werden.

Vor allem war es Fourier aber um eine gesunde, christliche Erziehung zu thun. Aus dem Religionsunterrichte selbst sollte alles ferne bleiben, was die Kinder verwirren könne. Nach und nach sollen die einzelnen Wahrheiten vorgetragen werden, so daß dem Geiste und dem Herzen der Kinder nicht zuviel auf einmal dargeboten werde, das könnte sonst Überdruß und Widerwillen hervorrufen. Einfach und schlicht müssen die Schwestern den Katechismus erklären, ohne

unnützes Wortgepränge, ohne gelehrte und fernliegende Fragen hineinzumischen, mit steter Rücksichtsnahme auf die Fassungsgabe der Kleinen. Beispiele und Erzählungen sind hie und da angebracht, dann muß aber ihre Wahrheit verbürgt und die Wahl derselben eine gute und passende sein.

Wie Fourier über die Gewissensfreiheit dachte und demgemäß auch den Lehrschwestern Vorschriften in dieser Hinsicht erteilte, davon findet sich ein schönes Zeugniß in einem Briefe an die Schwestern in Metz. „Habt ihr ein Kind in der Schule," ermahnt er da, „das dem sogenannten reformierten Religionsbekenntnisse angehört, so behandelt es mit großer Liebe. Duldet nicht, daß die übrigen es necken oder beunruhigen. Fordert es auch nicht offen auf, dem Irrtum zu entsagen und saget selbst nie etwas gegen seine Religion. Lobet dagegen bei passender Gelegenheit die unsrige, und zeiget, indem ihr euch an alle wendet, wie vernunftgemäß und schön die Dinge sind, welche wir darin lehren und üben. Präget seinem Herzen vor allem dies ein: daß die Kinder ihren Eltern große Liebe und Ehrerbietung schulden und Gehorsam den Geboten Gottes. Von all dem kann nichts jene armen Kleinen verletzen oder sie uns entfremden. Lernen sie gut, so könnt ihr ihren Fleiß loben und ihnen anstatt Heiligenbildchen ein Stück Goldpapier, eine schöne Schreibfeder oder etwas anderes derart geben, das ihnen Freude macht."

Auch bei den Übungen der Frömmigkeit soll das rechte und weise Maß nicht überschritten werden. Stets ist Bedacht darauf zu nehmen, daß die Andachtsübungen leicht und den Kindern angemessen sind, kein Zwang und kein Drängen darf stattfinden, dieselben müssen so gewählt sein, daß die Kinder sie lieb gewinnen, daß sie ihnen keinen Überdruß und keine Langeweile verursachen. Frühzeitig soll man ihnen Gelegenheit geben, sich in den Werken der leiblichen und geistigen Barmherzigkeit zu üben, wenigstens insoweit, daß man sie gewöhnt, oft für die Armen und Notleidenden aller Art zu beten, bis ein reiferes Alter, ihre Lage und Stellung in der Welt ihnen gestattet, Trost und Hülfe in wirksamerer Weise zu spenden.

Da die Zöglinge für das Leben in der Welt bestimmt sind, so haben die Schwestern bei der Erziehung darauf Bedacht zu nehmen, daß den Anforderungen des Standes ihrer Schülerinnen Rechnung getragen werde. Was von der tugendhaften, christlichen Frau in ihrer Stellung in der Welt verlangt wird, das soll soviel als möglich den Zöglingen in den Schulen der Congregation geboten und gegeben werden. Bei all dem sind auch hier wie anderswo die vernünftigen Wünsche der Eltern mit zu berücksichtigen, und die Schwestern müssen sich wohl hüten, in die Erziehung Dinge hineinzutragen, die wohl für das Leben im Kloster geeignet sind, aber den Sitten und Gewohnheiten wohlanständiger und tugendhafter Personen, die in der Welt leben, ferne liegen.

Ausführlich verbreitet sich Fourier über die Pflichten und das Betragen der jungen Zöglinge. Gott zu fürchten und ihn zu lieben, sagt er unter anderem, seinen Geboten in Demut zu gehorchen, das soll ihr Bestreben sein. Jeden Monat gehen sie zur heiligen Beichte, die größeren vier- oder fünfmal des Jahres zur heiligen Communion, oder auch öfter, wenn sie das andächtige Verlangen nach derselben haben, ihr Beichtvater es für angemessen findet und die Eltern es gutheißen. Alle sollen sich bemühen, täglich der heiligen Messe beizuwohnen und zu verschiedenen Stunden des Tages ihre Gebete zu verrichten, soweit das thunlich und möglich ist und die Mutter keine Einwendungen erhebt. Sonntags sollen sie auch bei der Vesper mit geziemender Andacht erscheinen.

Innige Liebe und Ehrfurcht zu Vater und Mutter soll in ihren Herzen wohnen, ihr Gehorsam gegen dieselben ein pünktlicher sein; ihre Wünsche zu erfüllen, ihr Trost und ihre Freude zu sein, nie etwas zu thun, was ihnen mißfallen könnte, das müssen sie sich zur ernsten Aufgabe machen. Ihre Liebe und Ehrfurcht soll sich auch auf die Großeltern erstrecken, auf Oheime und Tanten, deren sie auch im Gebete gedenken müssen. Desgleichen sollen sie eine wahrhaft schwesterliche Liebe ihren Geschwistern entgegenbringen, sie durch ihr Betragen erbauen und nicht nur diese allein, sondern alle, die zum Hause und zur Familie gehören. In der Schule werden sie sich aller Aufmerksamkeit be-

fleißen. Andere zu necken, zu schwätzen oder sonst mit unnützen Dingen die Zeit zu verlieren, all das darf nicht vorkommen. Den Lehrerinnen müssen sie pünktlich gehorsamen, sie achten und ehren; vor allem sich hüten, ihre Mitschülerinnen zu kränken oder gering zu schätzen, so klein und arm auch eine sei. Alle sollen sie lieben in Gott, mit allen in Frieden und Eintracht leben; und das gilt auch mit Rücksicht auf jede andere Person.

Die Sittsamkeit ist die schönste Zierde des Weibes; sie gereicht ihm zu besonderer Empfehlung und ist eine starke Hülfe zur Bewahrung der Reinigkeit des Herzens. In den Handlungen der Zöglinge, in ihren Gewohnheiten, Blicken und Worten darf sich darum nichts Unpassendes und nichts Unanständiges finden, das Gott beleidigen könnte oder bei Leuten in der Welt mit Recht Anstoß erregen. Keine Eitelkeit, noch Hochmut, noch irgend etwas Geziertes darf sich da einschleichen. Die Lehrerinnen werden ihnen sagen, welches ihr Benehmen und ihre Haltung sein soll in der Kirche, in der Schule und zu Hause, bei Tische und beim Gebete, wenn sie ausgehen, wenn sie mit anderen sprechen, sei es, daß sie fragen oder antworten, sei es, daß sie ihnen danken oder schriftlich mit ihnen verkehren. Sie werden ihnen auch die rechten Vorschriften geben rücksichtlich der Sauberkeit und Reinlichkeit in der Kleidung. Die Schwestern können die größeren Zöglinge schon in zarter und liebevoller Weise darauf

aufmerksam machen, wie sie sich zu rüsten haben, um die Versuchungen zu bekämpfen und zu überwinden, welche die eigene böse Neigung, die Welt und der böse Feind ihnen bereiten werden. Schon im voraus mögen sie so beteuern, daß sie den Einflüsterungen von dieser Seite niemals Gehör geben wollen. Dabei kann man ihnen sagen, daß Gott diejenigen niemals verläßt, welche den aufrichtigen Willen haben, ihm wohlgefällig zu leben. Die allerseligste Jungfrau mögen sie zu ihrer Beschützerin erwählen, zu ihr ihre Zuflucht in allen Nöten nehmen. Oft soll man ihnen einprägen, daß die Frömmigkeit in allen Dingen ihnen von Nutzen sein werde, sowohl für das gegenwärtige wie das zukünftige Leben. Dafür haben wir die Versicherung Gottes selbst.

Das sind die Grundsätze, nach denen die jungen Mädchen in den Schulen Fouriers erzogen wurden. Da die Erziehung außerdem noch einen praktischen und nützlichen Zweck verfolgte, so sollten die Zöglinge, namentlich die ärmeren, auch zu allen Arten von Handarbeiten angeleitet werden, wie Stricken, Nähen, Häkeln u. s. w. Auch jene Mädchen sollten nicht zurückgewiesen werden, welche bloß solche Handarbeiten ohne Lesen und Schreiben zu erlernen wünschen.

Sind die Zöglinge mit einer Arbeit beschäftigt, so darf ihnen nicht gestattet sein, alsbald aus Flüchtigkeit, Überdruß oder Langeweile diese bei Seite zu legen,

um etwas anderes zu beginnen. Das könnte der Keim zu Trägheit und Nachlässigkeit sein, jedenfalls ist es Zeitverlust. Auf der anderen Seite muß man auch verhüten, daß sie sich so einer bestimmten Arbeit hingeben, daß die anderen Unterrichtsgegenstände darüber vernachlässigt werden. Nur in gewöhnlichen und leichten Handarbeiten soll unterrichtet werden, in solchen, die ebensowohl den ärmeren wie den reichen von Nutzen sein können.

Wo Strafen nötig geworden sind, müssen sie mit großer Klugheit und Vorsicht angewandt werden. Fourier bestimmt drei Stufen derselben. Die erste und leichteste besteht in einigen Gebeten, welche auf den Knieen von denen verrichtet werden, die einen kleinen Fehler zum wiederholten Male, jedoch ohne besondere böswillige Absicht, sich haben zu Schulden kommen lassen. Jene, welche offenbar träge und faul sind, haben, falls sie vorher schon öfter ermahnt und getadelt worden, ohne daß eine Besserung erfolgte, eine strenge Strafe zu erwarten, sie erhalten ihren Platz auf der Strafbank. Doch darf diese Strafe nur von der Schwester Aufseherin verhängt werden. Zuletzt kann nach Ermessen noch eine verschärfte, aber nur im äußersten Falle, dictiert werden, aber dann nur von der Oberin selbst und der Schwester Aufseherin. Da es sehr viel von der Art und Weise der Lehrerinnen, die Schülerinnen zu behandeln, abhängt, ob Strafen notwendig werden, so gibt Fourier diesen die eingehendsten Vorschriften

rücksichtlich ihres Umgangs mit den Zöglingen in der Schule. „Wir dürfen nicht außer acht lassen,“ sagt er unter anderem, „daß Kinder so manches bemerken und nicht leicht wieder vergessen, und daß sie meistens zu Hause wieder erzählen, was sie Gutes oder Böses hören und sehen. Darum mögen sie doch ja auf ihrer Hut sein, in Gegenwart der Schülerinnen etwas zu sagen oder zu thun, woran dieselben Anstoß nehmen könnten; sie sollen sie im Gegenteil erbauen und ihnen als Muster und Vorbild dienen. Selbst jedes Zeichen von Zorn und Ungeduld oder Verachtung ist zu vermeiden, besonders denen gegenüber, denen das Lernen schwer fällt. Keine Schimpfnamen dürfen gegeben werden, wie Esel, Dummkopf, Schaf u. s. w., selbst jedes laute und heftige Schreien muß unterbleiben. Noch mehr aber ist es ihnen untersagt, zu schlagen oder zu stoßen, oder irgend eine andere körperliche Züchtigung anzuwenden. Ihre Ermahnungen und Zurechtweisungen sollen mit Geduld und freundlicher Sanftmut erteilt werden. Nie sollen sie sich verächtlicher Redensarten, Spöttereien oder Witzeleien bedienen, selbst nicht einmal gegen diejenigen, welche abwesend sind. So dürfen sie auch nicht einzelne vor den übrigen bevorzugen. Mit allen sollen sie in gleicher Weise verkehren, mit weiser Zurückhaltung, Sanftmut, mit wohlwollendem Ernste.“

War der Beruf der Lehrschwestern wie des Lehrers überhaupt schwer und mühevoll, so wies Fourier sie

dafür auf das Erhabene, Verdienstliche und Gott Wohlgefällige desselben hin. Sie sind die irdischen Schutzengel ihrer Zöglinge. Da aber dieser Beruf keineswegs einer jeden verliehen ist, so müssen die Lehrschwestern mit großer Sorgfalt von der Oberin ausgewählt werden. Sie sollen sein „gesund an Körper und Geist, wohlgestaltet, freudigen Mutes, guten Willens und voll Eifer; dazu vollkommen demütig und geduldig, sittsam und gehorsam, arbeitsam, klug und innig fromm, mit einem Worte: gute Schwestern, wahre Töchter der allerseligsten Jungfrau, und als solche bei allen Mitschwestern gelten und bekannt sein". Und den Lohn für alle ihre Mühe und Aufopferung sollen sie in Gott allein und dem Himmel suchen. „Damit unser Herr und Heiland einzig und allein der Lohn ihrer Arbeit sei, wie auch um den ärmsten Kindern so gut wie den reichen den Besuch des Unterrichtes zu ermöglichen, sollen sie lehren und unterrichten bloß aus Liebe zu Gott; sie sollen dafür nichts begehren, noch verlangen, ja nicht einmal annehmen, weder von den Schülerinnen, noch deren Eltern, noch von anderen in deren Namen. Kein Geschenk darf angenommen werden, unter welchem Vorwande es auch angeboten werde, selbst dann nicht, wenn eine Schülerin schwören würde, es werde nicht um des Unterrichtes willen gegeben. Auch darf den Zöglingen nicht gestattet werden, daß sie mit ihrem Taschengelde oder ihren kleinen Handarbeiten oder etwas anderem

Beiträge veranstalten für die Schwestern, zu welchem Zwecke es auch sein möge."

Der unentgeltliche Unterricht, besonders der Kinder aus der ärmeren Klasse des Volkes, sollte stets die Hauptaufgabe der Congregation Unserer Lieben Frau sein und bleiben. Darum genügte Fourier nicht das Gelübde des unentgeltlichen Unterrichtes, welches die Schwestern als viertes ablegten; in seinen Regeln verpflichtet er sie auch ausdrücklich dazu. „Alle Klöster sind verpflichtet, diesen Unterricht auf ewige Zeiten beizubehalten, ihn hoch und wert zu schätzen, ihn zu pflegen als das Wesen und die Hauptsache ihrer heiligen Genossenschaft, ihn nie aufzugeben oder zu unterbrechen, noch auch zuzulassen oder zuzustimmen, daß er aufgegeben oder unterbrochen werde, es sei denn wegen Kriegsunglück oder einer ansteckenden Krankheit oder einer anderen wichtigen Ursache willen, und ist die Gefahr in diesen Fällen vorüber, muß der Unterricht sofort wieder aufgenommen werden."

Über dem unentgeltlichen Unterrichte für die Kinder der gewöhnlichen Volksklasse, welche als Externen die Schulen besuchten, vergaß aber Fourier nicht, auch jenen aus den besseren und bemittelten Klassen den Besuch seiner Schulen zu ermöglichen. In jedem Kloster sollte darum auch ein Pensionat bestehen. „Weil," sagt er, „manche weise und fromme Eltern den Wunsch hegen, daß ihre Kinder zu einem besseren und vollkommeneren Leben erzogen und gründlicher in

allem, was in den Schulen gelehrt wird, unterrichtet werden, wie auch, daß dieselben möglichst den gefährlichen Gelegenheiten und den verderblichen Beispielen entzogen werden, wie ihnen solche leicht in der Welt begegnen könnten, so werden die Schwestern von der Congregation Unserer Lieben Frau die jungen Mädchen, die ihnen zu dem Zwecke anvertraut werden, als Pensionärinnen aufnehmen, mit größter Sorgfalt dieselben hüten, leiten und unterrichten." Es dürfen aber nicht aufgenommen werden, welche nicht sittsam, willig und gehorsam sind; ebensowenig auch solche, welche an einer unheilbaren Krankheit leiden oder deren Ruf zu wünschen übrig läßt. Für diese Pensionärinnen wurde natürlich ein Pensionspreis u. s. w. verlangt. Über die Höhe desselben, sowie über manches andere, vereinbarte man sich mit den Eltern.

Die Unterrichtsgegenstände waren für diese Zöglinge im allgemeinen dieselben, wie für die externen, mit Ausnahme einzelner Erweiterungen, die mit Rücksicht auf den besseren Stand der Eltern geboten erschienen. Liebe und ernstes Wohlwollen, eine gleichmäßige Behandlung aller, so wenig Strafen als möglich, das sind auch im Pensionate die Grundsätze der Erziehung; Liebe zur Religion und Tugend den jugendlichen Herzen einzupflanzen bleibt die schönste und wichtigste Aufgabe der erziehenden und lehrenden Schwestern. Aber mit großer Vorsicht und Klugheit müssen sie verfahren. Nur solche Andachts- und

Tugendübungen sind zu wählen, welche für das Alter der Zöglinge und ihren Charakter passen, die den Umständen angemessen sind; alles, wodurch diesen Gewalt geschehen könnte, ist zu vermeiden. Namentlich dürfen die Schwestern sie in keiner Weise zu beeinflussen suchen, um sie für das Ordensleben zu gewinnen.

Die Vorsteherin des Pensionates hat sorgsam über die Gesundheit der Zöglinge zu wachen. Sie darf keine langen Nachtwachen, keine langen Betrachtungen, noch zu ausgedehnte mündliche Gebete gestatten, keine zu großen Anstrengungen des Körpers oder des Geistes, keine Speise, die schädlich sein könnte. Körperliche Bußübungen und Strengheiten dürfen nur mit ganz besonderer Erlaubniß geduldet werden.

Neuntes Kapitel.

Verfassung und Leitung der einzelnen Klöster.

Vielleicht gelangt dies Büchlein auch in die Hände eines oder des anderen Lesers, der sich, um keinen stärkeren Ausdruck zu gebrauchen, nur höchst unrichtige Vorstellungen von dem Leben in einem Kloster zu machen gewohnt war. Für einen solchen namentlich dürfte es von Interesse und Nutzen sein, wenn ihm in diesem Kapitel eine Skizze von der Verfassung geboten wird, welche Fourier den Häusern seiner Congregation gab.

Die oberste Gewalt liegt in den Händen einer Oberin, die darum aber keine unbeschränkte und keine absolute ist. Der Oberin zur Seite steht ein Rat von vier Schwestern, welcher vom ganzen Capitel gewählt wird. Dieses besteht aus sämtlichen Schwestern, die Stimmrecht haben. Es sind dies die Chorschwestern, die ihr Noviziat vollendet haben. Gleichfalls von ihnen wird auch die Oberin, wie deren Assistentin gewählt. Die Oberin kann nur aus jenen Schwestern

gewählt werden, welche im Alter von über dreißig Jahren stehen und schon seit mindestens fünf Jahren die Gelübde abgelegt haben. Alle drei Jahre findet eine Neuwahl der Oberin, sowie auch der beratenden Schwestern statt. Die Oberin selbst kann, wie groß und hervorragend auch immer ihr Verdienst sein möge, nicht öfter als viermal nacheinander gewählt werden.

Von letzterem Punkte der Regel sollte unter keinen Umständen abgewichen werden. Noch bei Lebzeiten Fouriers ereignete sich der Fall, daß die hochverdiente Schwester Angelika Milly, welche das Kloster zu Nancy leitete, zum fünften Male ohne vorhergegangene Unterbrechung gewählt wurde. Er riet entschieden davon ab. „Die Verwüstung des Weinberges," schreibt er nach Nancy, „nimmt ihren Anfang, wenn die Zäune und Mauern zerstört werden. Die Zäune und Mauern einer klösterlichen Genossenschaft sind aber die Regeln. Es ist eine wunderbare Wahrnehmung, daß fünfundvierzig Schwestern, die überall und in allen Dingen in so reiner Absicht Gott und seine Ehre suchen, in ihren Wünschen so ganz und gar übereinstimmen und zwar in einem Punkte von so großer Bedeutung, wie die Wahl einer Oberin. Wohl ist die Einstimmigkeit so vieler heiligmäßigen Schwestern ein gutes und schönes Zeichen; ich für meinen Teil bin sehr erfreut darüber und danke Gott dafür. Allein die Regeln würden dadurch verletzt, die Mauern und Zäune des kleinen Weinberges Unserer Lieben Frau an einer der

wichtigsten Stellen zerstört werden. . . . Was würden die anderen von mir sagen, wäre ich damit einverstanden? Sie würden nichts mehr von mir wissen wollen; sie werden meine Schwestern nicht mehr sein, sie werden mir vorwerfen, daß ich die Congregation verraten habe. Übrigens, fügt er hinzu, soll euch meine Ansicht nicht beeinflussen. Was ich gesagt habe, ist nur ein Rat. Euer Oberer bin ich nicht."

Alle Angelegenheiten von Wichtigkeit müssen im Capitel zur Sprache und Verhandlung kommen; ohne dessen Teilnahme darf keine entschieden werden. Die Abstimmung ist eine geheime. In weniger wichtigen Dingen steht der Oberin der Rat der vier Schwestern zur Seite.

Die Regeln der Congregation konnten von den Schwestern keine Veränderung erfahren. Wurde eine solche notwendig, so konnte der Bischof nur die allgemeinen Dispensen erteilen, jede Änderung selbst unterlag dem heiligen Stuhle.

Den Wahlen war die größte Freiheit gesichert. „Von einer guten Wahl," sagte Fourier, „hängt die gute Leitung ab, das geistliche und zeitliche Gedeihen des ganzen Klosters. So oft eine Wahl für irgend ein Amt nötig ist, sollen jene, welchen dieselbe obliegt, vor allem recht eifrig zu Gott und der allerseligsten Jungfrau um Erleuchtung beten. Von keinem persönlichen Interesse, noch Gefühle, von keinem Ansehen der Person sollen sie sich beeinflussen lassen, sondern nur von

dem Gedanken an die größere Ehre Gottes und das Wohl der ganzen Genossenschaft. Eine Beleidigung Gottes und sehr sträflich würde es sein, wollten sie aus Rücksicht auf Verwandtschaft, persönliche Neigung, Empfehlungen oder Bitten dritter Personen, oder sogar aus Haß und Abneigung, oder von irgend einem anderen unedlen Gefühle geleitet, wissentlich eine weniger Würdige zu einem Amte wählen, oder wissentlich die Würdigere übergehen. In der Gegenwart Gottes und in seiner Furcht sollen sie also jene wählen, die sie im Gewissen als die fähigste und würdigste erachten.

Diejenigen nun, welche zu einem Amte, möge es klein oder groß sein, gewählt sind, müssen dasselbe, es sei denn im Falle eines wirklichen Hindernisses, annehmen ohne Weigerung, sofort und unverzüglich, ohne Schwierigkeiten zu erheben; sie sollen es ehren als aus der Hand Gottes kommend, und es von ganzem Herzen mit aller Liebe in aller Demut umfassen. Sich auf den heiligen Gehorsam stützend und auf Gott vertrauend, werden sie es unverweilt antreten und darin standhaft verharren, sollten sie selbst ihr Leben darin zum Opfer bringen müssen, aus Liebe zu dem, der für uns gehorsam ward bis zum Tode am Kreuze.

Die Oberin, wiewohl die erste im Kloster, wird nicht den Titel „Äbtissin" oder einen anderen führen, sondern nur den schönen Namen „Mutter" haben. Das ist der schönste und liebenswürdigste, der natür-

lichste und bezeichnendste und in jeder Hinsicht für Schwestern angenehmste Titel. In der Überzeugung, daß die Leitung eines Klosters eine Aufgabe ist, welche ganz und gar ihre Kräfte übersteigt, muß sie, voll des größten Mißtrauens auf sich selbst, sich bemühen, stets mit Gott in all ihrem Thun und Lassen vereint zu sein. Ihr Betragen und ihre ganze Haltung soll so geregelt sein, daß ihr Leben gleichsam zu einer sprudelnden Quelle des guten Beispiels und ein Vorbild und Spiegel der Vollkommenheit für ihre Mitschwestern wird. Sie ganz besonders muß die Regeln beobachten. In nichts, weder in ihrer Lebensweise, noch in der Kleidung, weder in ihrer Zelle, noch in etwas anderem darf sie sich eine Besonderheit gestatten. So wird sie auch sorgfältig darüber wachen, daß die Regeln von allen anderen pünktlich befolgt, daß namentlich jene, welche im Vergleich zu den wichtigeren als klein und unbedeutend erscheinen könnten, nicht vernachlässigt werden, damit nicht allmählich die Disciplin in Verfall gerate.

Werden in besonderen Fällen Dispensen nötig, so hat die Oberin die Befugniß, solche einzelnen Schwestern zu erteilen. Allgemeine Dispensen dürfen nur aus sehr wichtigen Gründen und nur mit einstimmiger Gutheißung der vier beratenden Schwestern gegeben werden. Die Oberin kann nie die Befugniß haben, weder sich selbst, noch eine andere Schwester in den Punkten zu dispensiren, welche das Wesen der Con-

gregation bilden, wie von dem Gelübde der Armut oder der Clausur.

Die Herrschaft der Oberin soll von Liebe getragen werden. Als eine wahre Mutter wird sie nach dem Sinne Gottes alle Schwestern ohne Ausnahme mit gleicher Liebe umfassen, wie schwach und arm sie auch sein mögen. Sie soll ihre Töchter im Herzen und vor Gott als ihre Herrinnen betrachten, als die bevorzugten Bräute unseres Herrn Jesu Christi und die geliebten Töchter seiner heiligsten Mutter. Auf der anderen Seite soll aber diese Liebe auch so sein, daß sie Ehrerbietung und kindliche Furcht erheischt. Denn für die Würde der Oberin, in der Gott gefürchtet und geehrt werden soll, wie auch für das Heil der Schwestern selbst ist Ehrfurcht und Achtung von Seiten der untergebenen Schwestern geboten. In allen Dingen soll die Oberin so handeln, daß die heilige Liebe, mit Vertrauen gepaart, stets die Oberhand im Herzen der Schwestern behält und die Furcht so gemäßigt darin herrscht, daß keine irgend welches Bedenken trägt, der Oberin ihr ganzes Innere zu offenbaren aus Besorgniß, rauh und abstoßend behandelt zu werden. In aller Güte und Geduld wird sie die Untergebenen anhören, nie einer Schwester die Fehler oder Unvollkommenheiten vorwerfen, welche sie ihr mitgeteilt hat, und noch weniger derselben öffentlich oder im geheimen erwähnen. Nach unserem Herrn und der allerseligsten Jungfrau soll die Oberin in ihrer

Art eine Mutter der Barmherzigkeit und des Trostes allen Schwestern sein, vorzüglich den ängstlichen und kleinmütigen, denen, welche an Versuchungen und innerer Traurigkeit leiden, den kränklichen, jenen, welche mit körperlichen oder auch noch mit sittlichen Schwächen zu kämpfen haben. Sind in einzelnen Fällen Strafen und Zurechtweisungen nötig, so sollen sie nur mit größter Vorsicht und Klugheit, mit größter Liebe erteilt werden.

Ebenso ausführlich ist auch den übrigen Schwestern, die ein Amt bekleiden, ihr Verhalten vorgeschrieben. Die Schwester Assistentin steht der Oberin zur Seite; ihrer Macht sind aber, wenn sie dieselbe vertritt, engere Grenzen gezogen, es sei denn, wenn die Vertretung im Falle der Abwesenheit oder des Todes der Oberin stattfindet. Dann ist sie die eigentliche Oberin. Sie darf nicht die Liebe der Schwestern zum Nachteile der Oberin zu gewinnen suchen und nie kalt oder gleichgültig von letzterer reden. Die beratenden Schwestern sollen in ihrem ganzen Verhalten und Wandel so sein, daß jene, welche sie gewählt haben, sich nicht getäuscht finden. Ihr Vorrecht besteht darin, daß sie sich als die demütigsten, die lenksamsten und die gehorsamsten erweisen. Im Rate sollen sie ihre Meinung einfach, klar und ehrerbietig in wenigen Worten sagen, ohne sich zu streiten oder zu ärgern, ohne eigensinnig auf ihrer Ansicht zu bestehen. Keine Stellung im Kloster, auch nicht die geringste und niedrigste war in den Regeln vergessen. So z. B.

wird die Köchin eingedenk sein der klösterlichen Armut, daß sie einen weisen und sparsamen Gebrauch von den Gütern machen muß, die dem Heilande gehören; haushälterisch auf der einen Seite muß sie sich anderseits auch vor zu großer Kargheit hüten. Jene, welche bei Tische aufwartet, soll sich glücklich schätzen, im Refectorium den Heiland bedienen zu dürfen wie die Engel ihm in der Wüste dienten. Die Bäckerin wird alle mögliche Sorgfalt auf die Bereitung des Brodes verwenden, die Hauptnahrung für den Leib der Schwestern, dieser irdischen Engel. Die Vorsteherin des Arbeitszimmers soll sich vorstellen, daß es jenem in Nazareth nachgebildet ist, in welchem die Königin des Himmels die nämlichen Handarbeiten verrichtet hat. Die Gärtnerin mag eingedenk sein, daß ihre Seele und ihr jungfräulicher Leib ein verschlossener Garten ist, der den Himmel erfreuen und zu jeder Jahreszeit gute Früchte tragen soll.

Besonders aber sind die Vorschriften für die Krankenpflegerinnen von dem Hauche der Liebe durchweht. Alles was das Haus zu bieten vermag, soll im Dienste der kranken und leidenden Schwestern stehen.

Die Constitutionen, wie sie uns vorliegen, sind die letzte Arbeit Fouriers. Es sollte ihm aber nicht vergönnt sein, sie ganz zu vollenden, der Tod verhinderte ihn daran. In der Form und Gestalt, die er ihnen zuletzt gegeben, wurden sie von Papst Innocenz X. am 28. August 1645 bestätigt.

Zehntes Kapitel.

Ausbreitung der Congregation Unserer Lieben Frau und Schicksale derselben nach dem Tode Fouriers.

Wir haben schon oben gesehen, wie die Welt freudig die Schöpfung Fouriers begrüßte. Nicht nur sein engeres Heimatland Lothringen begehrte der Segnungen derselben teilhaftig zu werden, sondern weit über die Grenzen desselben rief man die neuen Schwestern, um die Jugend zu unterrichten. Nur wenige von all den Jahren, welche seit der Gründung der Congregation bis zum Tode des Stifters 1640 verflossen, hatten nicht die Entstehung neuer Häuser zu verzeichnen, trotz der Ungunst der Zeiten, trotz der Kriege und anderer Übel. Auf seinem Sterbebette konnte Fourier bereits auf ungefähr achtundvierzig Niederlassungen zurückblicken in Lothringen, Frankreich, Savoyen und Deutschland. Metz erhielt eine solche im Jahre 1623. Der damalige Gouverneur der Stadt, Herzog von La Valette, hatte auf Bitten des Herrn

von Belchamp, Kanonikus an der Cathedrale, und des Propstes Husson an der Collegiatkirche vom Erlöser, gerne und bereitwillig die Erlaubniß dazu erteilt. Die sechs durch Fourier von Nancy gesandten Schwestern fanden für den Anfang liebevollste Aufnahme bei der Äbtissin der Damen von St. Peter, Franziska d'Harancourt. Im Dezember desselben Jahres erwarben sie ein eigenes Haus in der Nähe der Pfarrkirche von St. Livier und der Abtei St. Clement in der Straße Ville Franche und Pontiffroy. Mit großen Entbehrungen und Schwierigkeiten hatten sie anfangs zu kämpfen. Aber bald hatten sie sich die Achtung und Liebe der Stadt erworben, und manche junge Damen, selbst aus den besten Familien, verlangten Aufnahme als Postulantinnen. Die Zahl der Schwestern stieg nach und nach auf dreißig. Ihre bescheidene, ja arme Behausung wich schönen und geräumigen Gebäuden, so daß ihr Kloster zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts eines der schönsten und besteingerichteten der ganzen Stadt und Umgegend genannt werden konnte. Die Anzahl seiner großen und schönen Fenster z. B. betrug über vierhundert. Von dem damaligen Gouverneur Herrn von Belle-Isle und seiner Gemahlin war der Grundstein im Jahre 1733 gelegt worden. Im Jahre 1755 wurde der Bau einer schönen und geräumigen Kirche begonnen. Die verheerenden Fluten der französischen Revolution fegten auch diese wie Tausende von anderen Schöpfungen der Art hinweg.

Heute stehen nur noch traurige Reste; in einer Bierschenke sind noch Spuren der Kirche wahrzunehmen.

In Luxemburg errichteten auf Verlangen der Frau Margaretha von Busbach, Wittwe des Barons von Wiltheim, und der Fräulein von Mansfeld im Jahre 1627 drei Schwestern aus Metz ein Haus. Jenes zu Trier war das letzte, das Fourier in diesem Leben zu sehen vergönnt war. Von Luxemburg waren die ersten Schwestern der Congregation dahingekommen. Nachdem sie lange Zeit hindurch in verschiedenen Häusern der Stadt mietweise gewohnt, erhielten sie vom Erzbischof von der Layen die Erlaubniß, ein förmliches Kloster zu errichten. Still und geräuschlos wirkten sie daselbst zum Besten der Stadt und der weiblichen Jugend, bis auch über sie der Sturm der Revolution hereinbrach. Im Jahre 1803 wurden sie durch ein Dekret als religiöse Corporation aufgelöst. Sie durften in Gemeinschaft in ihrem Kloster leben unter der Bedingung, eine Unterrichtsanstalt für junge Mädchen darin zu unterhalten und dabei die bestehenden Gesetze zu beobachten. Durch die Bemühungen des Bischofs Karl Mannay wurde jenes Dekret durch ein anderes vom Jahre 1808 aufgehoben, nach welchem ihnen gestattet wurde, in klösterlicher Gemeinschaft unter der Aufsicht des Bischofs fortzuleben. Nur durften sie keine ewigen Gelübde ablegen. Unter preußischer Herrschaft hatten sie ebenfalls manche Vexationen zu erdulden, indeß gingen alle soweit glücklich

vorüber; unter dem Namen der „Welsch-Nonnen“ wirkten sie fort, bis sie dem unglückseligen Culturkampf zum Opfer fielen, nachdem sie selbst die französische Revolution überdauert hatten. Im Trier'schen Lande war ihr Kloster das einzige, welches der Säcularisation durch die Franzosen entgangen war.

Der Tod Fouriers setzte dem Wachstum seiner Congregation keine Schranken. Neue Häuser entstanden in den nächsten Jahren in Frankreich, Belgien und Savoyen. Der Segen des Himmels ruhte sichtlich auf ihr. Wohl hatte sie den Schmerz, bald nach Fouriers Tode auch jene zu verlieren, welche eine seiner thätigsten Mitarbeiterinnen, eine der stärksten Stützen der Genossenschaft gewesen, die unermüdlich mit Aufbietung aller Kräfte für ihr Wohl und ihre Ausbreitung gewirkt hatte, Mutter Gante André, Oberin des Hauses in St. Mihiel. Von ihr hatte Fourier gesagt, daß es ohne sie keine Congregation von Unserer Lieben Frau gegeben hätte. Alle ihre ersten Gefährtinnen waren ihr schon vorausgegangen in die Ewigkeit, auf ihren Schultern ruhte lange Zeit zum größten Teile das begonnene Werk. Ihre Thätigkeit und ihr Eifer konnten nicht vermindert werden durch die größten und schmerzlichsten körperlichen Leiden, welche sie in den drei letzten Jahren ihres Lebens zu erdulden hatte. Noch in den letzten Monaten begab sie sich nach Paris in Angelegenheiten ihres Ordens. Nach Erledigung derselben eilte sie nach

St. Mihiel zurück, sie sollte aber ihr Kloster nicht wiedersehen. In Soissons wurde ihr Leiden so bedenklich, daß sie ihre Reise unterbrechen mußte; ein heftiges Fieber raffte sie in weniger als einem Monate dahin, den 22. August 1645.

Die späteren Jahre sahen unter anderen neue Häuser entstehen in den deutschen Diözesen Köln und Paderborn, während in Frankreich eine Art verderblicher Spaltung durch die Schuld einzelner Bischöfe eintrat. Schon bei ihrem Entstehen war die Congregation von verschiedenen Prälaten mit Vorurteilen und Mißtrauen betrachtet worden. Auch jetzt noch konnten sie solcher Gesinnungen nicht Herr werden. Ebenso und in noch höherem Grade waren sie den Kanonikern vom heiligen Augustinus abgeneigt. Trotz der ausdrücklichen Bestimmungen der Päpste wollten sie diesen nicht jenen Einfluß auf die Leitung der Klöster der Frauen-Congregation gestatten, den Fourier ihnen, wie wir noch sehen werden, zugedacht hatte. Der Erzbischof von Sens ließ sogar die ersten von Fourier entworfenen Statuten trotz ihrer Mängel und Unvollkommenheiten drucken. Diese allein sollten in den seiner Jurisdiktion unterstellten Häusern in Kraft sein, nicht jene von Innocenz X. approbierten Regeln. Allein die Schwestern von Namours fügten sich nicht und blieben bei der Observanz der letzteren. So war die Einheit und Einigkeit gestört.

Nichtsdestoweniger blühte die Congregation, neue

Häuser wurden gegründet, namentlich außerhalb Frankreichs. In den letzten zwanzig Jahren des Jahrhunderts verlangten solche Mainz, Straßburg, Douai in Flandern und Heidelberg. In der ersten Hälfte des folgenden Jahrhunderts ließen sie sich nieder in Mannheim, zu Nymphenburg bei München, in Altbreisach im Breisgau.

Die meisten Klöster gingen unter in den Wogen der französischen Revolution. Als ruhigere und geordnetere Zeiten wiederkehrten, fanden sich einzelne der zerstreuten Schwestern wieder zusammen, um das zerstörte Werk wieder aufzubauen. Unter den größten Hindernissen und allen möglichen Entbehrungen gelang es zum großen Teile. Die Congregation gelangte wieder zu schöner Blüte. Frankreich zählte im Jahre 1873 achtzig, Amerika siebenzig Häuser.

Schon frühe hatte sich auch ein dritter Orden der Schulschwestern gebildet. Eine edle Dame, Schwester Louise Chomedey von Maisonneuve, wurde in Amerika ihre Begründerin, wenn auch nur indirecter Weise. Fromme Vereine in der Congregation hatten längst bestanden, um Jungfrauen, die in der Welt lebten, Anleitung zu einem tugendhaften Leben zu bieten. Als Schulen für externe Erwachsene wurden dieselben von einer Schwester geleitet. In einer solchen reifte Margarethe Bourgeoys als Missionärin für Canada heran. Der Bruder von Schwester Louise, Herr Chomedey von Maisonneuve, wurde als Gouver=

neur nach Canada gesandt, um dort die Colonie Montreal zu gründen. Flehentlich bat ihn seine Schwester, sie mit einigen Gefährtinnen mitzunehmen, um eine Niederlassung der Congregation zu errichten. Fräulein Bourgeoys sollte ihr dahin folgen, und sie war von der Vorsehung zu dem neuen Werke ausersehen. Als Haushälterin des Gouverneurs unterstützte sie auf's eifrigste dessen fromme Bestrebungen. Sie wurde der Engel der neuen Colonie, sie unterrichtete die Unwissenden, tröstete die Unglücklichen und half, wo sie immer helfen konnte.

Unterdessen hatte Herr von Maisonneuve von St. Sulpice vier Priester erhalten, um in Montreal ein Seminar zu gründen. Von diesen unterstützt, begann Fräulein Bourgeoys nach den Regeln und Grundsätzen Fouriers und seiner Congregation den unentgeltlichen Unterricht. Es war das im Jahre 1657. Über alles Erwarten sah sie ihre Mühe belohnt, so daß bald schon einzelne Indianerkinder ihre Schule besuchten. Da ihre Kräfte allein nicht mehr hinreichten, ging sie nach Frankreich zurück, um Gefährtinnen zu suchen. In der Congregation der Externen zu Troyes fand sie, was sie begehrte. Mit diesen gründete sie unter unzähligen Mühen, Beschwerden und Hindernissen den dritten Orden der Schulschwestern, der ganz nach den Regeln der eigentlichen Congregation lebte und wirkte, nur daß er keine Clausur hatte. Bald strömten zahlreiche Mitglieder herzu, seine Häuser

vermehrten sich rasch unter dem Namen von Missionen. Bei dem Tode der Stifterin zählte die neue Genossenschaft bereits zehn derselben. Sie blühten bis zur Einnahme Canada's durch die Engländer im Jahre 1760. Auf's neue ließen sie sich in Amerika nieder im Jahre 1847, woselbst sie gegenwärtig etwa achtzig Häuser zählen. In Bayern hatten sie mit Hülfe des Bischofs Wittmann von Regensburg im Jahre 1833 Eingang gefunden durch mehrere Schwestern, die von Joseph II. aus ihren Häusern vertrieben worden. In England wurde ihnen gastliche Aufnahme im Jahre 1864.

Elftes Kapitel.

Reform der regulierten Chorherren vom Erlöser.

Nach dem ersten mißglückten Versuche einer Reform der Chorherren im Jahre 1595 hatte der Cardinal Karl von Lothringen im Jahre 1604 abermals die Äbte zu einer Versammlung berufen, an der auch Fourier auf ausdrücklichen Wunsch und Befehl des Cardinals teilnahm. Trotz der besten und schönsten entworfenen Regeln und Vorschriften erreichte man aber nichts, weil die Obern die Reform nicht an sich selbst beginnen wollten. „Wenn der Teufel," sagt der alte Biograph Fouriers, „sieht, daß man ihn in Carossen mit einem langen Gefolge von Pagen und Lakaien angreift, so hält er sich für so sicher, daß er nicht einmal einen Fuß rührt, und so zerfloß in der That alles was bei jener Versammlung geschehen und beschlossen war, in Rauch und Nebel."

Erst das Jahr 1621 sollte den Beginn einer ernsten und dauernden Reform zu verzeichnen haben. Der damalige Bischof von Toul, Herr von Maillane,

ging entschieden an's Werk, nachdem er sich vorher des Beistandes des Herzogs von Lothringen wie auch des apostolischen Stuhles versichert hatte. Ersterer versprach freudig, ihn mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu unterstützen, und Papst Gregor XV. ernannte ihn zum Visitator aller Klöster im Herzogtum mit der Vollmacht, die Mißbräuche in denselben abzuschaffen, die guten, alten Sitten und Gewohnheiten wieder herzustellen, die Schuldigen zu bestrafen und mit allen kirchlichen Zuchtmitteln gegen jene einzuschreiten, welche sich der Reform widersetzen würden. Keiner konnte ihm bei der Ausführung seiner Reformpläne wirksamere Hülfe leisten, als Fourier. Die Reform sollte eine durchgreifende sein. Demgemäß wurde beschlossen, sämmtliche Abteien des Ordens zu vereinigen und aus jenen Religiosen, welche der Reform geneigt waren, eine ganz neue Genossenschaft zu bilden. Zu ihrem Schmerze mußten der Bischof und Fourier sehen, daß sich im Ganzen nur sechs fanden, in denen noch der Sinn für klösterliches Leben herrschte, vier Chorherren und zwei Novizen. Unter Fouriers Leitung begannen diese ihr Noviziat in der Prämonstratenser-Abtei zu Pont-à-Mousson, da alle Häuser ihrer eigenen Genossenschaft sich entschieden geweigert hatten, sie aufzunehmen. Bereits im Februar 1623 fand ihre Einkleidung statt. Unmittelbar darauf siedelten sie nach der Abtei St. Remigius in Luneville über, deren Insassen von Herzog Karl als dem Commendatar-Abte

den gemessenen Befehl erhalten hatten, den neuen Religiosen eine Wohnung einzuräumen. Nur aus Gehorsam folgte ihnen Fourier dahin, um sie zur Ablegung der Gelübde vorzubereiten, denn schwer fiel es ihm, während dieser ganzen Zeit seiner Pfarrei fern bleiben zu müssen und sich nicht in dem Maße den Angelegenheiten der Congregation Unserer Lieben Frau widmen zu können, wie er es gewünscht hätte. Einzelne Briefe aus jenen Tagen an seine Schwestern drücken sein Bedauern darüber aus, wie sie auch zugleich ein schönes Zeugniß für seine Demut enthalten, in der er sich selbst für nichts erachtete in diesem schwierigen Unternehmen, sondern alles Verdienst und alle Ehre seinem Bischofe zuschrieb.

„Ich habe hier nichts anderes nötig," schrieb er von Luneville an die Schwestern zu St. Mihiel, „als Zeit und die Gnade Gottes. Aber ich hoffe, daß man mich zu Ostern oder etwas später fortjagt, weil man meiner überdrüssig werden wird, da ich nichts Gutes hier thue und den Bischof täusche, der das nicht in mir findet, was er erwartete, wie ich es ihm ja auch im Voraus gesagt habe." Ähnlich an die Schwestern zu Dieuze: „Zu nichts anderem bin ich hier nütze, als den armen Religiosen ihr Brod wegzuessen und sie herzlich schlecht zu erbauen. So wird man mich wohl eines Tages als einen unnützen Tagedieb fortschicken, und dann werde ich die nötige Muße haben, Euch zu besuchen." — „Ich kann Euch nicht

sagen," schreibt er ferner an die Schwestern von Chalons, „welche Sorge und Liebe der Bischof von Toul auf dieses gute Werk verwendet, wie viele Nachtwachen, wie viel Geld es ihm kostet. Für etwas anderes hat er augenblicklich keinen Sinn mehr. Er will durchaus, daß ich den ganzen Erfolg davon sehe, obschon ich zu gar nichts diene und dienen kann. Er befiehlt mir, mich für jetzt nicht von der Stelle zu rühren und Geduld bis nach Ostern zu haben. Er ist mein Bischof, mein Oberer, mein Wohlthäter; ich bin sein Priester, sein Untergebener, sein Pfarrer, sein Religiose; ich kann ihm den Gehorsam nicht verweigern."

Und doch war Fourier die Seele der Reform; ohne ihn, ohne seine Arbeit und sein Beispiel wäre sie nie zu Stande gekommen. Unter diesen wenigen Novizen, zu denen sich bald noch ein Religiose aus der Abtei St. Remigius selbst gesellte, herrschte denn auch bald ein heiligmäßiger Geist, ein Wetteifer in allen Tugenden, der zu der sicheren Hoffnung berechtigte, daß sie der Sauerteig zur Erneuerung des ganzen Ordens sein würden.

Während des Noviziates hatte Fourier für seine Novizen neue Statuten entworfen, welche der Bischof von Toul approbierte mit dem Bemerken, daß es leicht sein würde, diejenigen heilig zu sprechen, welche sie beobachteten. In ähnlicher Weise äußerte sich später Papst Urban VIII., als er ihnen die Bestätigung er-

teilte: „Wenn ich einen Kanoniker kännte, der diese Regel treu und gewissenhaft beobachtet, so würde ich ihn noch vor seinem Tode heilig sprechen."

Am 25. März 1624 legten die Novizen in die Hände des Priors von St. Remigius die feierlichen Gelübde ab. Aus Furcht, zum Oberen erwählt zu werden, enthielt sich Fourier einstweilen der Erneuerung seiner Gelübde. Noch am Tage der Gelübdeablegung setzte der Prior die neuen Religiosen in den Besitz und Genuß aller Güter, Titel und Gerechtsame des Klosters. Er selbst wie seine älteren Mitbrüder zogen sich mit einer lebenslänglichen Jahresrente in's Privatleben zurück.

Das Beispiel dieser Chorherren von Luneville übte einen wohlthätigen Einfluß. Bald meldete sich eine ziemliche Anzahl neuer Novizen zur Aufnahme in die reformierte Congregation. Unter ihnen waren die uns schon bekannten Guy le Mulier und Guinet, ferner Terrel, Cüsson, Etienne die hervorragendsten Vom Jahre 1625 ab nahm die Reform einen noch raschern Fortgang. Die Abteien von St. Pierremont, Domevre, Belchamp und andere traten ihr bei. Von allen Seiten, auch in Frankreich, verlangte man von Fourier Religiosen, um unter ihrer Leitung einen neuen Geist, ein neues, religiöses Leben in den alten Abteien zu erwecken. Und trotzdem kostete es Fourier große Mühe, die Bestätigung des apostolischen Stuhles für die Reform zu erlangen. Mit welchen Schwierig-

keiten er da zu kämpfen hatte, ist bereits oben erwähnt worden.

Am 25. Januar 1629 hielt der Orden seine erste allgemeine Capitel-Versammlung zu Luneville, um sich einen Oberen zu wählen. Wiewohl es Aller sehnlichster Wunsch war, Fourier nicht nur in der That, sondern auch dem Namen und der Würde nach zu ihrem General zu haben, so wußte er doch durch seine inständigen Bitten die Wahl von sich ab- und auf den um die Reform ebenfalls hochverdienten P. Guinet zu lenken.

Fourier hegte die Hoffnung, sich jetzt ausschließlich und mit Ruhe dem Wohle seiner Pfarrei Mattaincourt widmen zu können, als er den Bestand und das Gedeihen der beiden Congregationen gesichert sah. Aber neue Prüfungen, an denen auch zum Teile eben diese Congregationen zu tragen hatten, sollten ihm nicht erspart bleiben. Da der Congregation von Unserer Lieben Frau die Wahl einer Generaloberin nicht zugestanden worden, hatte Fourier auf einem anderen Wege ein allgemeines Band der Einheit für dieselbe zu erreichen gesucht: durch einen General-Visitator aus dem Orden der Kanoniker. Das erregte Anstoß bei einem Teile der Bischöfe, namentlich in Frankreich. Sie behaupteten, man wolle die weibliche Congregation zum Nachteile der bischöflichen Jurisdiktion einer anderen unterstellen, man verlangte den Wortlaut der Bestätigungsbulle zu wissen. Gerne wurde sie von

Fourier übersandt zugleich mit einem Schreiben an einige französische Bischöfe, in welchem er die Nichtigkeit und Grundlosigkeit all jener Befürchtungen auf's klarste nachwies. Einzelne beruhigten sich daraufhin, nicht so andere, und die Vorurteile gegen die Kanoniker dauerten nicht nur fort, sondern gewannen noch an Stärke, ja arteten zuletzt in eine Art Verfolgung aus, vor welcher Fourier selbst kaum die persönliche Verehrung, die er überall genoß, schützte. Solche Vorgänge hatten indeß zur Folge, daß weder er selbst noch einer seiner Kanoniker ein Haus der Schwestern in jenen betreffenden Diözesen mehr betreten wollten. „Ich weiß Euch recht viel Dank," schreibt er auf ihre Klagen und Bitten, sie doch zu besuchen, „aber einstweilen kann ich nicht kommen. Selbst wenn ich die Zeit und die Kraft dazu hätte und meine Gesundheit eine bessere wäre, so würde ich dennoch nicht kommen, ehe die Bischöfe sich beruhigt haben und besser von unseren Patres denken. So lange sie aber jene Vorurteile nicht aufgeben, daß wir daran arbeiten, Euch ihrer Jurisdiktion zu entziehen und uns selbst die Leitung Euerer Klöster anzueignen, werden wir uns nicht mehr in denselben sehen lassen, noch in irgend einer Weise in ihre Angelegenheiten mischen, aus Furcht, sie noch unzufriedener zu machen und sie noch mehr zu erbittern. Darum denket jetzt nicht daran, daß jemand von uns zu Euch kommen werde, nein, mag die Gelegenheit zu einem Besuche eine noch so

günstige sein. Habt also Geduld. An gutem Willen fehlt es uns sicher nicht. Ihr seid uns lieb und wert, mehr als je, aber die Klugheit lehrt uns, daß es nicht an der Zeit ist, diesem guten Werke größeren Eifer zu widmen."

Wie betrübend und ärgerlich diese Quälereien auch waren, so konnten sie doch das Fortschreiten der Reform nicht aufhalten. Zwar wurden in den nächsten Jahren keine neuen Häuser gegründet, dafür erstarkten aber die bereits bestehenden innerlich um so mehr; auch erfreuten sie sich der Gunst und des besonderen Schutzes der Bischöfe von Toul und Verdun.

P. Guinet, der erste General, starb schon im Jahre 1632. Im Monat Mai desselben Jahres fand ein Generalcapitel in der Abtei Belchamp statt, um einen Nachfolger zu wählen. Schon bei seiner Ankunft daselbst hatte Fourier wahrgenommen, daß es ihm schwerlich gelingen werde, auch jetzt noch die von ihm in seiner Demut so sehr gefürchtete Würde von sich ferne zu halten. Der Gedanke erfüllte ihn mit wirklichem Entsetzen. Unverzüglich sandte er einen Boten an die Schwestern von Mirecourt mit einem Briefe des Inhaltes: „Liebe und gute Schwestern im Herrn! Ich halte es weder für unbescheiden noch unnütz, Euch in aller Eile diesen Expressen zu schicken, um Euch im Namen Gottes anzuflehen, nach Empfang dieses Schreibens morgen gegen Mittag Euere heißesten Gebete vor dem Herrn nicht zu sparen, auf daß

er in seiner Barmherzigkeit die morgen bevorstehende Wahl zu seiner Ehre und zum Heile seiner kleinen Gemeinde lenke. Soviel ich bemerken kann, sind die Patres gewillt, ihre Stimmen ganz im Widerspruch mit meinen Wünschen und meinen Ansichten abzugeben. Das erfüllt mich mit äußerster Betrübniß, und es bedarf eines Wunders durch Euere Fürbitte, um bei dieser Gelegenheit die Übel abzuwenden, die sonst, wie ich voraussehe, daraus entspringen werden. Guter Gott, bewirkt morgen, meine lieben Schwestern, dies Wunder durch Euer Gebet, auf daß die Wähler ihre Stimmen demjenigen geben, den ich allein als den Würdigsten erachte, diese Last zu übernehmen. Ach Gott, welch ein Unglück, wenn es anders käme!"

Während der Wahl, bei der er, da er immer noch nicht die Gelübde in der Reform abgelegt, kein Stimmrecht hatte, betete er voll größter Inbrunst vor dem hochheiligen Sacramente, daß sie Gott nicht auf ihn lenken möge. Sein Gebet wurde nicht erhört. Bald erschienen die Wähler, um ihn als Oberen zu begrüßen, sämmtliche Stimmen hatten sich auf ihn vereinigt. Er bat und flehte, sie möchten doch ihren Entschluß ändern, vergebens, er fand nur taube Ohren. Dann versuchte er geltend zu machen, daß die Wahl ungültig sei, weil er nicht Profeß abgelegt habe, und wenn sie selbst gültig wäre, so bedürfe es doch seiner ausdrücklichen Zustimmung, und die werde er nie geben. Zudem habe er seinen Pfarrkindern von Mattaincourt

fest und feierlich versprochen, sie nie bis zum Tode zu verlassen; würde er die Wahl annehmen, so habe er sein Wort gebrochen. Auch diese Einwendungen waren alle vergebens, die guten Patres blieben unerbittlich, sie ließen sich selbst durch seine Thränen nicht bewegen.

Am 15. August trat abermals ein Generalcapitel in Belchamp zusammen. Der neue General sollte Profeß in dem reformierten Orden ablegen und feierlich mit seiner Würde bekleidet werden. Nochmals versuchte Fourier den Sinn seiner Mitbrüder zu ändern. „Drei Dinge sind es,“ sprach er, „die mir nicht gestatten, euerem Begehren zu willfahren. Erstens meine Unfähigkeit, die so groß ist, daß ihr mit aller Tiefe eueres Verstandes sie niemals in ihrem vollen Umfange begreifen könnt. Zweitens fürchte ich in diesem Amte die Liebe mancher von euch zu verlieren, da ich um meines Gewissens willen gehalten sein würde, niemanden zu schonen, wenn ich mich selbst nicht mit Schuld beladen will; denn der Obere nimmt auf seine Rechnung die Fehler, welche in seinem Orden begangen werden. Drittens habe ich stets geglaubt, und das ist eine Überzeugung, die im Innersten meines Herzens wurzelt, daß ich um so mehr von meinem Heile mich entferne, je näher mir Ehren und Würden treten, und so könntet ihr die Ursache meiner Verdammung sein.“ Wiewohl alle bis zu Thränen bei diesen Worten gerührt waren,

blieben sie doch einmütig bei ihrer Weigerung; nur er sollte ihr Oberer sein. Da erklärte denn Fourier sich endlich bereit, nachzugeben.

Die nun folgende feierliche Installation brachte seiner Demut noch einen harten Kampf. Auf kostbar geschmücktem Sessel sitzend, sollte er die Huldigung seiner Untergebenen entgegennehmen; es war dies der Handkuß, das Zeichen der Ehrfurcht und Unterwerfung. Da bat der demütige Mann, es möge ihm gestattet sein, ein Reliquienkästchen in die Hand zu nehmen und diesem sollte der Huldigungskuß zu teil werden. Aber auch das wollten seine unerbittlichen Wähler nicht zugeben, sie wollten mit ihren Lippen die Hand ihres verehrten Vaters berühren, den sie als einen Heiligen betrachteten. Doch gaben sie auf sein inständiges Bitten soviel nach, daß er die Hand mit dem Chorrock bedecken durfte. „So auf seinem Stuhle sitzend," erzählt sein Lebensbeschreiber, „trug sein Antlitz so das Gepräge der Betrübniß und Niedergeschlagenheit, daß ich nie einen Verbrecher mit größerem Widerstreben sich unter das Rad beugen sah, auf dem er sein Leben verlieren sollte. Er zitterte am ganzen Körper, sein Gesicht zeigte eine fahle Blässe; seine Verwirrung und Beschämung während der Feierlichkeit war der Art, daß er sein Antlitz mit dem Ärmel des Chorrockes verhüllte, und man fürchtete, eine solche Überwindung möchte seiner Gesundheit ernstlich schaden. Nie hat wohl einem Ehrgeizigen das Jagen und Ringen

nach Würden und Auszeichnungen so viele Mühen und Beschwerden gekostet, als Fourier seine Demut Schmerzen verursachte an diesem Tage, an dem er nur Thränen vergoß.“

Dieselbe Demut verließ ihn nicht als General des Ordens. In nichts änderte er seine Gewohnheiten und Lebensweise. „Seine Kleidung“, sagt derselbe Biograph, „wurde nicht kostbarer, sein Tisch nicht feiner, sein Zimmer nicht besser möbliert, sein Wort oder seine Miene gebietender, der Zutritt zu ihm nicht schwieriger. Nein, wie ein Mann, der eine drückende Last auf seinen Schultern trägt, so beugt er sich täglich tiefer, demütigt er sich um so mehr. Aller Oberer wirft er sich allen zu Füßen, Aller Herr will er Aller Diener sein. Er ist der Erste und sein leidenschaftlicher Ehrgeiz ist es, unter den Letzten seinen Platz zu haben. Der einzige Vorteil, den er von seiner Würde hat, ist der, daß er um so lauter die Schönheit der Demut predigt.“

Großer Jubel über seine Wahl herrschte auch in den Häusern der Congregation von Unserer Lieben Frau. Und es tadelte Fourier die Schwestern darob, ihre Freude gereichte ihm zur Betrübniß. „Ich war recht betrübt und wirklich ungehalten über euch,“ schreibt er an die Schwestern von Soissons, die als Danksagung für seine Wahl das Te Deum gesungen hatten. „Es war gar nicht nötig, um dieser Wahl willen, die ihr eine heilige nennt, das Te Deum zu singen.

Unsere guten Patres sind sehr blind gewesen und ich mit ihnen, ihnen zu gestatten, daß sie mich mit Gewalt und wie von einem frommen Zauber befangen zu einem Amte schleppten, dessen ich nicht fähig bin und auch niemals fähig sein werde.“ Darum wollte er sich auch nie den Titel „General“ beilegen; „unwürdiger Oberer“, so unterschrieb er auf wichtigen Aktenstücken. Auch duldete er nicht, daß man ihn mit dem Titel „General“ anredete.

Als General aber verblieb er nach wie vor der demütige, anspruchslose Pfarrer von Mattaincourt. Er hatte das zur ausdrücklichen Bedingung gemacht, diese Pfarrei beizubehalten, und es war ihm zugestanden worden.

Zwölftes Kapitel.

Fouriers Vaterlandsliebe. — Beginn der politischen Wirren im Herzogtum Lothringen.

In Fouriers großem Priesterherzen, das so warm für die Ehre Gottes und das geistliche und leibliche Wohl seiner Mitmenschen schlug, lebte auch eine innige und tiefe Liebe zum Vaterlande. Die traurigen Schicksale, welche über Lothringen besonders gegen Ende seines Lebens hereinbrachen, gaben ihm nur zu oft Gelegenheit, dieselbe durch die That an den Tag zu legen.

Dem Herzogtum Lothringen, bestehend aus dem eigentlichen Lothringen, den Vogesen, Deutschlothringen und dem Herzogtum Bar wurde von jeher in der Politik Frankreichs dem deutschen Reiche gegenüber die größte Aufmerksamkeit geschenkt. Vor allen war es Heinrich IV., der durch eine Verbindung des Dauphins mit der Tochter des Herzogs Heinrich II., Nicole, beide noch Kinder im jugendlichsten Alter, sich seinen Besitz zu sichern suchte. Sein plötzlicher Tod, 1610, vereitelte vorläufig diesen Plan.

Richelieu, in der Wahl der Mittel zur Erreichung seiner Zwecke nicht wählerisch, arbeitete energisch auf das gleiche Ziel hin. Das Zusammentreffen verschiedener Umstände ließen ihn den Zeitpunkt besonders günstig erscheinen, es zu erreichen.

Herzog Heinrich II. von Lothringen war ohne männliche Nachkommen. Die Erben seiner Krone waren seine beiden Töchter Nicole und Claude. Sein Bruder Franz, Graf von Vaudemont, war anderer Ansicht. Sich auf das salische Gesetz stützend, beanspruchte er die Erbfolge für seine Söhne Karl und Nicolaus Franz, und um derselben um so sicherer zu sein, verlangte er für Karl die Hand seiner ältesten Nichte Nicole. Ihr Vater gab nach langem Schwanken und Zögern seine Einwilligung, und die Hochzeit fand statt im Mai des Jahres 1621. Heinrich II. starb am 31. Juli 1624, beweint und betrauert von seinen Unterthanen, denen seine Güte und großmütige, oft bis zur unüberlegten Verschwendung gehende Freigebigkeit unvergeßlich blieb. In seiner Sterbestunde erfreute er sich des geistlichen Beistandes Fouriers, den die Herzogin eilig an das Krankenlager ihres Gemahles gerufen hatte. Er hatte sofort die Schwere der Krankheit erkannt und der Herzogin, die in ihrem Schmerze nichts geringeres als ein Wunder von ihm verlangte, einen tödtlichen Ausgang vorausgesagt. Er hatte recht gesehen. Nach acht Tagen trat die verhängnißvolle Crisis ein. Fourier kniete mit der Her-

zogin und ihren Töchtern am Bette des teueren Kranken, für den die draußen harrende Volksmenge heiße Flehrufe zum Himmel emporsandte. Nach langem Gebete erhob er sich, sein Gesicht in Thränen gebadet, und trat auf die Herzogin zu mit den Worten: „Fassen Sie Mut, Hoheit, es ist nicht Gottes Wille, daß er lebt." Am folgenden Morgen verkündeten die Glocken der Hauptstadt den Tod des Herzogs. Mit ihm waren Lothringens beste und glücklichste Tage hinübergegangen, Jahre des Leidens und des Unglücks brachen an. „Die Zurückgebliebenen beweinen es noch alle Tage, Heinrich II. überlebt zu haben und gestehen, daß die Freude am Leben mit ihm in ein und derselben Gruft begraben liegt." So schildert der Marquis von Beauvau, ein dem Vaterlande treu ergebener Lothringer, in seinen Memoiren die Stimmung der Zeitgenossen. Auch Fourier wies in prophetischem Geiste schon bald nachher auf die überaus düsteren Zeiten hin, welche drohenden Gewitterwolken gleich über seinem Vaterlande hingen. Als er im Jahre 1625 in Pont-à-Mousson einer Schwester seiner Congregation das Ordenskleid verlieh, sprach er zum Volke gewandt: „Gott bereitet für das ganze Land harte Züchtigungen vor. Die drei Geißeln, welche die Werkzeuge seines Zornes sind, schweben über unseren Häuptern und werden sicherlich auf dieselben niederfallen, wenn sie nicht aufgehalten werden durch baldige Besserung des Lebens." Die von dieser düsteren Voraussagung er-

schreckten Schwestern frugen ihn nach beendigter Feierlichkeit, was dieselbe bedeuten solle. „Seid alsdann nur darauf bedacht," sprach er, ohne eine andere Antwort zu geben, „das nötige Brod zu haben, um das Übrige kümmert euch nicht. Der kommende Krieg wird sein wie der Blitz, der am heftigsten auf die Gipfel der höchsten Berge niederfährt; jene, welche am höchsten stehen, werden am meisten seine schlimmen Wirkungen erfahren."

Nach dem Tode Heinrichs II. trat sein Neffe Karl als der Gemahl Nicole's und der vierte Herzog dieses Namens die Regierung an. Ein Jahr lang führte er dieselbe mit seiner Gemahlin gemeinschaftlich, anscheinend in bester Eintracht. Aber dies Verhältniß wurde bald getrübt. Eine gegenseitige Herzensneigung hatte das Band ihrer Ehe nicht geknüpft. Nicole konnte nicht so leicht den vergessen, den ihr Vater ihr zum Gemahle bestimmt hatte. Es war dies ein illegitimer Sprößling des Hauses Guise, später Graf von Pfalzburg und Gemahl Henriette's, der Schwester Karls IV. Auch des Herzogs Liebe gehörte nicht seiner Gemahlin, und es wurde ihm allmählich der Gedanke unerträglich, ihr die Herrschaft verdanken zu sollen und nicht seinem eigenen Rechte. Hatte er sie früher schon mit Gleichgültigkeit behandelt, so begann er jetzt, sie vollständig zu vernachlässigen, umsomehr da sie kinderlos blieb. Die früher von seinem Vater schon erhobenen Ansprüche auf den

Thron Lothringens wurden auf's neue geltend gemacht. Den versammelten Ständen wurde ein Testament des Herzogs René II. vom Jahre 1506, dessen Echtheit dahingestellt bleiben mag, vorgelegt, nach welchem für die Erbfolge in Lothringen das salische Gesetz Geltung haben sollte. Demgemäß erklärte sich Graf Franz von Vaudemont im Einverständnisse mit Karl als den allein berechtigten Erben der Herzogskrone. Die Stände erhoben keinen Widerspruch, ebensowenig wagte einen solchen die schwache und leicht eingeschüchterte Herzogin, wiewohl sie später insgeheim ihre Verzichtleistung, weil erzwungen, als ungültig wiederrief. Nur einen Tag regierte Franz. Nach der Ausübung verschiedener Herrscherrechte dankte er in aller Form ab zu Gunsten seines Sohnes Karl.

So der Herrschaft sicher durch die Anerkennung seiner persönlichen Rechte von Seiten des Landes selbst, reifte mehr und mehr der traurige Wunsch und Entschluß in ihm, sich seiner Gemahlin durch Scheidung zu entledigen. Die Rücksicht auf die öffentliche Meinung hielt ihn wohl noch einstweilen zurück, nicht minder die Besorgniß vor den Folgen, die ein solcher Schritt bei denjenigen haben mußte, welche als Anhänger der Töchter Heinrichs II. mit den veränderten Verhältnissen insgeheim schon unzufrieden waren. Die Zustimmung eines Mannes, wie Fourier, der in so hohem Grade der allgemeinen Verehrung und Liebe sich erfreute, dünkte ihm hierin von unschätzbarem

Werte. Sein Wort würde Allen Schweigen auferlegt haben. So gab er sich, wie er sich bei ruhiger Überlegung sofort hätte sagen müssen, die vergebliche Mühe, diesen Mann günstig für seine Wünsche und Pläne zu stimmen. In aller Stille kam er eines Tages nach Luneville, wo Fourier bei seinen Novizen weilte. Nachdem das Gespräch sich eine Zeit lang um gleichgültige Gegenstände bewegt hatte, berührte der Herzog den eigentlichen Zweck seines Kommens. Heftig war seine Aufregung, als er bei Fourier so entschiedenen Widerspruch fand.

„Ich werde meine Ehe für ungültig erklären lassen," rief er zornig aus.

„Nein, Hoheit werden das nicht thun."

„Doch, ich werde es thun, und wer soll mich daran hindern?"

„Ich," antwortete ruhig und strenge Fourier, „ich, Hoheit, denn Gott will es nicht und ich werde es nicht zugeben."

Einstweilen hatte es hierbei sein Bewenden. Karl fühlte sich noch nicht fest genug in der Herrschaft, um es wagen zu dürfen, seiner Gemahlin und Cousine diesen äußersten Schimpf zuzufügen, aber später blieb der Fürstin diese Demütigung nicht erspart.

Jung und ritterlich, mit vielen glänzenden Eigenschaften ausgerüstet, erwarb sich Karl trotz seines wenig lobenswerten Benehmens gegen Nicole bald die Liebe des Adels und seiner Unterthanen. Er gehörte ja

der alten Dynastie ihrer Herzoge an, und man brauchte nicht mehr zu befürchten, an der Seite Nicole's einen fremden Fürsten als Herrscher zu sehen, und diese Liebe seines Volkes blieb ihm auch da, als großenteils durch seine Schuld die schweren Leiden des Krieges und seines traurigen Gefolges zu wiederholten Malen über es hereinbrachen. Karls abenteuerlicher Sinn war auf nichts mehr gerichtet, als auf Krieg und kriegerische Auszeichnung. Die Zeit des dreißigjährigen Krieges, in der Wallensteins und des Schwedenkönigs Gustav Adolfs Name in Aller Munde war, die so vielen anderen Feldherren den blutgetränkten Lorbeer um die Schläfe wand, barg an und für sich selbst schon große Versuchungen für einen thatendurstigen Charakter. Dazu war es die Zeit Richelieu's, der in seiner auf Schwächung des deutschen Reiches mit allen Mitteln hinzielenden Politik auch auf Lothringen ein gieriges Auge warf. Rasch und unbesonnen in seinen Entschlüssen, geneigt zu übereiltem Handeln, war Karl nicht weniger unbeständigen Charakters. Wenn je, so bedurfte das Herzogtum jetzt eines friedliebenden, ruhig überlegenden und ruhig handelnden Herrschers, der nach keiner Seite hin, am allerwenigsten aber Frankreich einen willkommenen Anlaß zu verderblicher Feindschaft bot. Das bezweckten auch die weisen Ratschläge Fouriers, die jedoch bei Karl trotz aller freundschaftlichen Achtung und selbst liebevoller Ehrfurcht, welche er sonst gegen den heiligen Mann hegte, nur

ein taubes Ohr fanden. So konnte letzterer schon bei der obenerwähnten Gelegenheit in Pont-à-Mousson, von banger und trauriger Ahnung erfüllt, auf das kommende Verderben hinweisen. Einen Augenblick wohl hatte sich der Fürst sehr empfänglich gezeigt für sein Wort, das stets zum Frieden, zur weisen Klugheit und Mäßigung mahnte. An den Blattern erkrankt, verlangte er sofort nach Fourier, der sich in Luneville befand. Der Gefahr, in der er schwebte, sich wohl bewußt, glaubte er die Gesundheit wieder zu erlangen, wenn er nur das Kleid Fouriers berühren dürfe. Dieser versammelte sofort bei der Ankunft des Boten seine Novizen zu gemeinschaftlichem Gebete, und er selbst verbrachte die ganze Nacht in demselben. Frohen und heiteren Blickes traf er am folgenden Morgen die Anordnung zur Abreise. Befragt, warum er so heiter aussehe, antwortete er: „Gott sei Dank, er wird nicht sterben.“ So war es. Bei Karl angekommen, berührte dieser in kindlich gläubigem Vertrauen das Kleid des Greises, und schon am folgenden Tage trat die Besserung ein. Eine Zeit lang gab er sich ganz dem Einflusse Fouriers hin. Er bereute das gegen seine Gemahlin begangene Unrecht, sein ganzes Benehmen gegen sie, und ließ sie um Verzeihung bitten, mit dem Versprechen, alles wieder gut machen zu wollen. So lieh er auch bereitwillig Gehör, wenn ihm Fourier die Lage Lothringens schilderte, wo die Pest schon arge Verheerungen angerichtet hatte,

wenn er ihn hinwies auf seine Schwäche dem mächtigen Frankreich gegenüber, auf das Bedürfniß des Landes nach Ruhe und Frieden. Aber bald war alles vergessen zu seinem und seines Landes Unglück.

Den ersten Anlaß, sich in die inneren Angelegenheiten Lothringens zu mischen, hatte Richelieu in jener Erklärung der Stände gefunden, welche die Töchter Heinrichs II. zu Gunsten der männlichen Linie von der Erbfolge ausschloß. Im Namen Ludwigs XIII. protestierte er gegen die veränderte Erbfolge, indem er das Testament René's II. für unecht erklärte. War das schon wenig geeignet, Karl Sympathieen für Richelieu einzuflößen, so sollten andere Akte der Willkür des mächtigen Ministers sein Herz mit tiefem und bitterem Groll erfüllen. Dazu gehörte vor allem die widerrechtliche Wegnahme aller jener kleineren Gebietsteile im Herzogtum, welche, ehemals zu den drei Bistümern Metz, Toul und Verdun gehörend, die Herzoge von den Bischöfen der betreffenden Diöcesen durch Tausch oder Kauf erworben hatten.

Einige Zeit später ließ Ludwig XIII. auf Betreiben Richelieu's eine schon mehr als seit einem Jahrhunderte begonnene, aber dann verlassene Citadelle in Verdun ausbauen. Darin lag ebenfalls ein deutlicher Wink für Karl. Es gelang ihm, den ihm nahe verwandten Bischof von Verdun zu bestimmen, sich dem Bau zu widersetzen und über die dabei beschäftigten Arbeiter sogar die Excommunication zu

verhängen. Zwar war das kein Mittel, um Richelieu Einhalt zu gebieten, wohl aber, den Gewaltigen noch mehr gegen den Herzog zu reizen, dem jetzt schon der bedeutsame Vorwurf gemacht wurde, er habe vom Herzogtume Bar, das ein Lehen Frankreichs sei, Besitz ergriffen, ohne dem Könige als seinem Lehensherrn den vorgeschriebenen Huldigungseid zu leisten.

Doch folgte bald eine noch ernstere Verwicklung als die genannten. Karl I. von England ließ sich durch seinen Minister und Günstling Buckingham zum Kriege gegen Frankreich treiben unter dem Vorwande, die bedrohten Protestanten zu schützen. Karl von Lothringen, wie auch Savoyen sollten zu Bundesgenossen geworben werden, und in der gereizten Stimmung, in der sich ersterer gegen Frankreich befand, wurde es Montagu, dem Vertrauten Buckinghams, nicht schwer, ihn zu gewinnen, besonders da seine in Nancy weilende Nichte, die intrigante und wegen ihrer Schönheit berühmte Herzogin von Chevreuse, die erbittertste Feindin des Cardinals, ebenfalls zu dem Zwecke ihren ganzen verführerischen Einfluß aufbot. Der Plan wurde jedoch durch die Ungeschicklichkeit Buckinghams bald verraten, Montagu fiel Richelieu in die Hände und wurde nach der Bastille gebracht. In den bei ihm gefundenen Papieren waren Dinge enthalten, die Karl von Lothringen auf's höchste Frankreich gegenüber compromittierten; wurde auch einstweilen die Rache verschoben, sie sollte ihn später um so sicherer ereilen.

Fourier verhehlte sich nicht die Gefahr, in welche alle diese Ereignisse seinen Herzog gebracht hatten. Um den durch sie hervorgerufenen bösen Eindruck bei Ludwig XIII. und seinem Minister möglichst zu verwischen, riet er Karl dringend, persönlich nach Paris zu gehen und besonders jene Formalität zu erfüllen, welche Ludwig rücksichtlich des Herzogtums Bar verlangte, es als Lehen aus seiner Hand zu empfangen. Karl entschloß sich unschwer zu dieser Reise im Vertrauen auf die freundschaftliche und wohlwollende Gesinnung, welche der König ihm während eines früheren Aufenthaltes am französischen Hofe stets bezeigt hatte. Der Glanz und die Üppigkeit dieses Hofes, die Erinnerung an die daselbst früher von ihm so reichlich genossenen Freuden und Vergnügungen mochten ihn nicht weniger dazu bestimmen. Wie vorauszusehen, wurde er ziemlich kühl empfangen. Seine Bereitwilligkeit, dem Könige als Lehensherr von Bar zu huldigen, war umsonst, da Richelieu es ihm nur als dem Gemahl Nicole's und nicht kraft seiner eigenen Erbansprüche zugestehen wollte. Das war aber nicht nach dem Sinne Karls, und so ließ man einstweilen, ohne weiter in ihn zu dringen, die ganze Angelegenheit auf sich beruhen. Man trennte sich, von gegenseitigem Mißtrauen erfüllt, wozu man beiderseits nur zu sehr Ursache hatte.

Dreizehntes Kapitel.

Neue Unzufriedenheit Frankreichs mit Karl. — Richelieu's Einmischung in den dreißigjährigen Krieg. — Karls von Lothringen Stellung.

Richelieu's Ziel in seiner inneren Politik war die unumschränkte Macht des Königs. Der Kampf mit dem mächtigen französischen Adel konnte darum nicht ausbleiben, aber unerbittlich und mit Erfolg unterdrückte der Cardinal jede Opposition. Nicht wenige der Unzufriedenen sahen sich genötigt, den Boden Frankreichs zu verlassen und fanden gastliche Aufnahme in Lothringen, was den mächtigen Minister mehr und mehr gegen den Herzog reizte. Es war allerdings von seiten des letzteren abermals ein Zeichen thörichster Unbesonnenheit, in dieser Weise Richelieu's Unzufriedenheit herauszufordern, ganz davon abgesehen, daß es seiner nicht besonders würdig war, gerade aus Trotz gegen denselben den aufrührerischen Elementen die Freundeshand zu reichen. Darauf machte auch Fourier ihn aufmerksam. Hätte Karl seinen Vorstellungen

Gehör gegeben, so konnte er um so freudiger nachher zu den Waffen greifen, um für die von Frankreich bedrohte Unabhängigkeit seines Herzogtums zu kämpfen, und sein Gewissen würde ihm nicht den Vorwurf gemacht haben, selbst das bald über das Land hereinbrechende Elend zum Teile verschuldet zu haben.

An der Spitze der Feinde Richelieu's stand des Königs eigener Bruder, Gaston, Herzog von Orleans. Da Karl zu diesem in die innigsten Beziehungen trat, zog er sich auch den persönlichen Groll Ludwigs XIII. zu, der sich einer gewissen Eifersucht gegen seinen von der Natur in körperlicher und geistiger Hinsicht bevorzugteren Bruder nicht erwehren konnte. Dazu kam, daß Gaston und seine Nachkommen bei der immer noch kinderlosen Ehe des Königs mit Anna von Spanien die mutmaßlichen Erben des Thrones waren; unverhohlen und in verletzender Weise hatte er auch seine Freude darüber während der Schwangerschaft seiner Gemahlin Ausdruck gegeben. Allein letztere starb bei der Geburt einer Tochter, und bei dem Könige stand nun der Entschluß fest, jede neue Heirat seines Bruders zu verhindern, solange er selbst ohne Erben sei.

Mittlerweile, es war im Jahre 1629, fand es Gaston Richelieu gegenüber geraten, sich vom Hofe zu entfernen. In der Champagne angelangt, bat er um Aufnahme am Hofe zu Nancy. Sie wurde ihm nicht nur bereitwilligst zugestanden, sondern Karl bereitete ihm auch den glänzendsten Empfang. Aber

sofort kam ihm die Furcht vor dem Unwillen des Königs, und er hatte nichts eiligeres zu thun, als denselben in einem Schreiben von der Ankunft seines Bruders in Kenntniß zu setzen; die demselben erwiesenen Ehrenbezeigungen suchte er als einen Beweis der Ergebenheit gegen den König selbst darzustellen und bot sich zugleich als Friedensstifter zwischen beiden Brüdern an. In der That fand auch eine Versöhnung statt, und Gaston kehrte nach einigen Monaten nach Paris zurück, wenn auch stets unzufrieden und grollend gegen Richelieu. Der Aufenthalt Gastons an seinem Hofe hatte Karl doch zu der Einsicht gebracht, daß er zu weit gegangen sei, er konnte sich nicht verhehlen, daß es gefährlich sei, Frankreich in dieser Weise zu reizen. Ohne sich in der nächsten Zeit in neue Ränke einzulassen, schien er sich ganz den Regierungsgeschäften widmen zu wollen. So kam das Jahr 1631 heran. Auf's neue mit seinem königlichen Bruder und Richelieu überworfen, floh Gaston abermals aus Paris und bat um Gastfreundschaft. Sie wurde ihm, wenn auch diesmal nur nach einigem Zögern und mit dem Ausdrucke der Besorgniß vor dem Unwillen des Königs gewährt. Dieser zweite Aufenthalt Gastons in Nancy sollte mit das Verhängniß über Lothringen heraufbeschwören.

Gaston hatte schon bei seinem ersten Verweilen am Hofe des Herzogs eine lebhafte Neigung zu dessen jüngerer Schwester, der ebenso schönen, wie liebens-

würdigen fünfzehnjährigen Prinzessin, Margarethe von Vaudemont, gefaßt. Jetzt hielt er um ihre Hand an, im Einverständniß mit seiner Mutter Maria von Medicis, die sich, mit Richelieu ebenfalls überworfen und verfeindet, nach Flandern begeben hatte. Karl gab gerne seine Einwilligung. Ludwig XIII. und Richelieu empfanden bitter und voll des tiefsten Grolles die Bedeutung dieser Verbindung. Um sie zu hintertreiben, erklärten sie die Heirat für ungültig, da nach den bestehenden Staatsgesetzen zur Ehe eines Prinzen von Geblüt, der eventuell der Erbe der Krone sein werde, die Einwilligung des Königs erforderlich sei; doch wurde dieses von dem päpstlichen Stuhle nicht anerkannt. Der König sah in der Verbindung eine ihm persönlich zugefügte Beleidigung, Richelieu ein großes Hinderniß für seine politischen Pläne. Gaston und Karl, seine bedeutendsten Feinde, hatten ein Bündniß geschlossen, das ihm unter Umständen sehr unbequem, wenn nicht gefährlich werden konnte, und daß es beiden nicht an dem besten Willen fehlte, seine Pläne zu durchkreuzen, davon durfte er überzeugt sein. In Sicherheit am Hofe Karls unterhielt Gaston die regsten Beziehungen zu dem von dem Cardinal niedergeworfenen und ihn dafür bitter hassenden französischen Adel. Karl selbst warb unter der Hand ein ziemlich bedeutendes Heer, dessen geheime Bestimmung keine andere war, als im günstigen Augenblicke gegen Frankreich verwendet zu werden. Richelieu, der unausgesetzt und scharfen Auges die

Vorgänge in dem kleinen Herzogtum beobachtete, war all das keineswegs entgangen, und er begrüßte diese Vorkommnisse, wenn sie einerseits auch seinen Unwillen erregten, doch vielleicht mit geheimer Freude, als ebenso viele vollkommene Veranlassungen, seine Absichten gegen Lothringen mehr und mehr verwirklichen zu können. Noch war der entscheidende Augenblick nicht gekommen, Richelieu wartete. Einstweilen erschien nur ein Bote Ludwigs bei Karl mit der Frage, was die Truppenansammlungen in seinem Lande bezwecken sollten. Karls Antwort lautete, daß sie zur Unterstützung des deutschen Kaisers bestimmt seien, worauf die kategorische Aufforderung an ihn erging, dieselben sofort über den Rhein marschieren zu lassen. Da diesem Befehle ein ganz besonderer Nachdruck durch die sich rings um Lothringen zusammenziehenden Truppen gegeben wurde, mußte sich Karl entschließen, zu gehorchen. Die Hoffnung auf Auszeichnung und Ruhm, seine vorherrschend kriegerische Neigung, die auf diese Weise Befriedigung fand, versüßten ihm einigermaßen das Bittere dieser Demütigung; zugleich hatte der Gedanke etwas Verlockendes, mit einem kriegsgeübten und siegreich zurückkehrenden Heere um so sicherer Rache an Frankreich nehmen zu können. Er übernahm darum selbst den Oberbefehl über das Heer und zog auf den Kriegsschauplatz nach Deutschland, wo er, vom Kaiser mit offenen Armen empfangen, sich bei verschiedenen Gelegenheiten rühmlichst auszeichnete.

Kaiser Ferdinand II. hatte in dem für Deutschland so unsäglich traurigen und von den verderblichsten Folgen begleiteten dreißigjährigen Kriege im Jahre 1829 durch den mit dem dänischen Könige Christian IV. geschlossenen Frieden zu Lübeck ein entschiedenes Übergewicht über die Protestanten erlangt. Hätte größere Einigkeit unter den katholischen Verbündeten geherrscht und der Kaiser selbst den Protestanten gegenüber weniger Nachgiebigkeit gezeigt, so würde dieser Krieg niemals der „dreißigjährige“ benannt worden sein. So aber schöpften die Protestanten neuen Mut und suchten und fanden eine mächtige Stütze in dem Schwedenkönige Gustav Adolf; und es geschah ferner, daß einer der höchsten Würdenträger der Kirche, vor allen berufen und verpflichtet, sie zu schützen und zu verteidigen, dem Schwedenkönige und den Protestanten Deutschlands die Hand zu einem Bündnisse bot, infolge dessen eben diese Kirche auf's empfindlichste gekränkt und geschädigt wurde. Der Cardinal Richelieu, der im eigenen Lande die Protestanten, soweit es ihre politische Sonderstellung betraf, schonungslos und mit blutiger Strenge unterdrückt hatte, lieferte hier den Beweis, daß er von keinem Mittel zurückbebte, das ihn zu seinem Ziele führen konnte. Wenn je, so schien ihm jetzt die Zeit gekommen, den seit Jahrhunderten ererbten Kampf Frankreichs gegen Deutschland durch eine vollständige Niederwerfung und Schwächung des habsburgischen Hauses auf lange Zeit, wenn nicht für

immer, zu Gunsten Frankreichs zum Austrag zu bringen. Lothringen sollte sein volles und reiches Teil an den Leiden dieses unseligen Krieges tragen.

Karls Stellung in demselben war eine höchst mißliche. Sein Herz gehörte der Sache des deutschen Kaisers nicht bloß aus dem Grunde, weil ihm derselbe bedeutende Versprechungen gemacht hatte. Sein Land war ein durchaus katholisches Land, den Interessen der Kirche treu ergeben, er selbst, trotz seiner Fehler und sittlichen Verirrungen eine religiöse Natur. Er sah den Krieg nicht als einen rein politischen an, wie Gustav Adolf und Richelieu, er hatte für ihn einen religiösen Charakter, seine Religion erschien gefährdet. Ferner war das Haupt der katholischen Liga, der Churfürst von Bayern, sein Oheim. Auf der anderen Seite stand Frankreich, Richelieu im Bunde mit den Protestanten. Manche bittere Demütigung hatte er schon von ihm erduldet, zu der er selbst keinen Anlaß gegeben. Nach dieser Seite konnten unmöglich seine Sympathien neigen. Und dies Frankreich warb ebenfalls um ihn und unterstützte seine Werbung mit einem Heeresgürtel, den es drohend um sein Land gezogen hatte. Wohl wäre es da der Klugheit am entsprechendsten gewesen, vollständige Neutralität zu beobachten, wenigstens so lange, als die Umstände ihn nicht förmlich zwangen, aus derselben herauszutreten und sich auf jene Seite zu stellen, wo sein Gewissen ihm seinen Platz anwies. Das war auch Fouriers

Rat. Dann konnte Karl nicht verantwortlich gemacht werden für das Wehe, unter dem auch sein Herzogtum in diesem Kriege seufzte. Da er sich aber trotzdem für den Kaiser entschloß, verlangte er seine Ehre, entschieden und offen gegen den, wenn auch mächtigen Feind aufzutreten, um wenigstens mit Ehren zu unterliegen, und sich nicht durch Einschüchterungen und Drohungen zu demütigenden Verträgen bestimmen zu lassen, die kaum von ihm unterzeichnet auch wieder gebrochen wurden, und so des französischen Königs und Richelieu's Vorgehen gegen ihn und sein Land mit dem Scheine des Rechtes umkleidete.

Der siegreiche Schwedenkönig führte Klage bei Ludwig XIII., daß er dem Herzoge von Lothringen, seinem von ihm so abhängigen Nachbarn und Verbündeten gestattet habe, an einem Kampfe teil zu nehmen, der ihn doch in keiner Weise berühre und bat ihn, Karl ein anderes Verhalten vorzuschreiben. So kam es denn, daß Ludwig, nachdem er noch vor wenigen Monaten gedroht hatte, Lothringen zu besetzen, wenn der Herzog nicht unverzüglich seine Truppen über den Rhein sende, um den Kaiser zu unterstützen, nun abermals mit einem Einfalle in's Herzogtum drohte, wenn Karl nicht die Sache des Kaisers preisgebe. Angesichts der seinem eigenen Lande drohenden Gefahr sah sich dadurch letzterer genötigt, eilends zurückzukehren, doch ließ er sein Heer in Deutschland zur Unterstützung des Kaisers.

Vierzehntes Kapitel.

Vertrag von Vic und Einfall Ludwigs in Lothringen.

Zu Ende des Jahres 1631 war Ludwig mit einem bedeutenden Heere in Metz eingezogen. Karl begab sich eiligst dahin, um den König seiner Ergebenheit zu versichern. Er fand die freundlichste Aufnahme, aber die Herzlichkeit, die zwischen beiden Fürsten zu herrschen schien, sollte nur das gegenseitige Mißtrauen verhüllen. Eine förmliche Kriegserklärung noch vermeidend, begann Ludwig die Feindseligkeiten gegen den deutschen Kaiser mit der Einnahme der von letzterem besetzten Städte Vic und Moyenvic unter dem Vorwande, dieselben gehörten seinem natürlichen Bruder Heinrich von Bourbon, Bischof von Metz. Es war ihm nicht unbekannt, daß jene Besetzung im Einverständnisse und selbst mit Unterstützung Karls stattgefunden hatte. Vic ergab sich ohne weiteres, Moyenvic nicht ohne Kampf.

Während des Aufenthaltes des Königs in Metz hatte auch in Nancy im Geheimen die Vermählung

Gastons mit Margarethe stattgefunden, ein Ereigniß, das ihn mehr als alles andere erbitterte. Eingeschüchtert durch die Drohungen Richelieu's und seines Herrn, die einen Einfall der Schweden in Lothringen in Aussicht stellten, anderseits durch ihr Versprechen bewogen, die feindlichen Truppen von seinen Grenzen fern zu halten, ließ sich Karl zu dem für ihn so demütigenden Vertrage von Vic am 6. Januar 1632 bestimmen. Diesem zufolge verpflichtete er sich, nie ein Bündniß mit irgend welchem Fürsten zum Nachteile Frankreichs zu schließen. In einem geheimen Artikel wurden als solche näher bezeichnet der Kaiser, der König von Spanien und die übrigen Fürsten des habsburgischen Hauses. Ferner legte ihm der Vertrag auf, ohne Zustimmung des Königs keinerlei Verbindung mit einer anderen Macht einzugehen. Kein Feind des Königs sollte in Lothringen eine Zuflucht finden. In einem besonderen geheimen Artikel wurden darunter die Königin-Mutter, ihr Sohn Gaston und deren Anhänger verstanden. Im Herzogtum dürften keine Truppen ausgehoben und die in Deutschland zurückgebliebenen sollen unverzüglich zurückberufen werden. Der König habe unbeschränkte Vollmacht, seine in Lothringen sich aufhaltenden rebellischen Unterthanen ergreifen und festnehmen zu lassen. Dagegen versprach er, den Herzog gegen alle seine Feinde in Schutz zu nehmen. Im Falle eines Krieges gegen Deutschland wurde den französischen Truppen freier Durchzug durch das Land des

Herzogs gewährt, und letzterer verpflichtete sich, dieselben mit Proviant und Munition zu versorgen, desgleichen eine bestimmte Anzahl von Mannschaften zum königlichen Heere zu stellen. Dafür werde der Herzog aus den etwa eroberten feindlichen Gebietsteilen eine Entschädigung erhalten. Schließlich mußte derselbe sich damit einverstanden erklären, daß die Stadt Marsal auf drei Jahre eine französische Besatzung erhielt.

Dieser Vertrag, den er durch die Umstände gezwungen unterzeichnet hatte, erbitterte Karl mehr als je gegen seine Bedränger, und es kostete ihm wenig Überwindung, ihn bei der ersten Gelegenheit zu brechen. Diese bot sich sofort. Kaiser Ferdinand und der König von Spanien, seine gereizte Stimmung benützend, boten ihm ihre Unterstützung an. Ersterer versprach ihm, sobald er die Schweden zurückgedrängt habe, gegen Frankreich zu marschieren, um die ihm entrissenen Gebietsteile wieder zu erobern und ihn für die durch den Vertrag von Vic erlittene Schmach zu rächen, letzterer Geld und Truppen, um die Franzosen aus Marsal zu vertreiben. Es waren diese Anerbieten zu verlockend für Karl, um sie nicht voll Dankbarkeit anzunehmen. Unter dem Vorwande, Lothringen gegen den drohenden Einfall der Schweden zu schützen, hob er Truppen aus. Richelieu's Auge war offen, und Karl an den Vertrag von Vic erinnernd, forderte er ihn auf, die Aushebungen einzustellen, umsomehr, da Frankreich seinem, des Cardinals, eigenen Versprechen

gemäß, den Schwedenkönig veranlaßt habe, Lothringens Grenzen zu respektieren; er habe also nach der Seite hin durchaus keinen Grund zur Besorgniß. Allein Karl fuhr nichtsdestoweniger mit den Aushebungen fort, indem er, anstatt mit ritterlicher Offenheit den Krieg zu erklären, jetzt angab, das geworbene Heer sei für den Dienst des französischen Königs bestimmt; Richelieu ließ sich nicht täuschen, seine Haltung und Sprache wurden drohender. Die Marschälle d'Effiat und de la Force erschienen mit einem beträchtlichen Heere an den Grenzen Lothringens, angeblich, um den Churfürsten von Trier, Philipp Christoph von Sötern, der sich unter französischen Schutz begeben, gegen die Spanier zu schützen; in Wahrheit hatten sie den Auftrag, bei der ersten Gelegenheit, die Karls Unbesonnenheit wiederum bieten würde, in dessen Land einzurücken. Diese Gelegenheit fand sich bald. Dem Vertrage von Vic gemäß hatte Gaston Lothringen verlassen müssen. Zuerst begab er sich zur Königin-Mutter nach Brüssel, von da kehrte er nach Paris zurück. Mit ihm war Karl trotz des mehrerwähnten Vertrages wieder in Verbindung getreten, ja was noch schlimmer, er hatte ihn geradezu zur Empörung aufgefordert. Richelieu, der seine Spione überall hatte, wurde zeitig davon unterrichtet und nun stand sein Entschluß fest, den unruhigen Herzog unschädlich zu machen. „Da er sich für uns nicht gewinnen läßt," sprach er im Staatsrate, „so bleibt nur zu erwägen

übrig, ob man ihn aufgeben oder ihm außer dem Zügel von Marsal noch einen Kappzaum anlegen soll.“

Ludwig XIII. brach mit einem zweiten Heere gegen Lothringen auf, Ende Mai 1632. In Laon erfuhr er, daß Gaston bereits in Lothringen eingetroffen sei und seine Truppen mit denen seines Schwagers vereinigt habe, ja, daß sogar eine Compagnie Carabinieri von der Armee d'Effiats von Gastons Soldaten niedergehauen worden sei. In Eilmärschen rückte er gegen die Grenze vor. Da zeigte sich wieder Karls Kleinmut und Unentschlossenheit beim Herannahen der Gefahr, jetzt fürchtete er wieder den Sturm, den er durch sein jüngstes Verhalten selbst heraufbeschworen. In seiner Not sandte er seinen Bruder, den Cardinal Franz, (von dem später noch vielfach Rede sein wird) Bischof von Toul, um den König zu bestimmen, Lothringen mit seinem Heere zu verschonen, Karl sei bereit, in alle Bedingungen zu willigen; er, der Cardinal selbst, wie auch sein Vater würden sich gerne als Geiseln dem Könige stellen, als eine Bürgschaft, daß der Bruder und Sohn gewissenhaft an dem Vertrage von Vic von nun an festhalten werde. Ludwig ließ sich endlich nach langem Weigern zu Unterhandlungen herbei und verlangte als Sicherheitspfand die drei festen Städte Stenay, Jametz und Clermont (Argonne) auf vier Jahre. Sie sollten dem Marschall de la Force, den er nach dieser Seite hin gesandt hatte, als Stützpunkte dienen. Wiewohl der Cardinal in alles

willigte, marschierte Ludwig doch weiter, bis Karl selbst den Vertrag unterzeichnet habe. So gelangte er bis St. Menehould am 15. Juni und gab den Befehl, die lothringischen Festungen zu besetzen. Die erste, welche eine französische Besatzung aufnehmen mußte, war Bar le Duc. Unaufhaltsam rückte der König von der einen Seite vor, die beiden Marschälle von der anderen. Karls Lage wurde immer gefährlicher. Eine Stadt nach der anderen wurde von den Franzosen besetzt. In Liverdun angelangt schickte sich Ludwig an, gegen die Hauptstadt Nancy selbst vorzurücken. In der äußersten Bedrängniß sandte Karl seinen ersten Kammerherrn de Ville und den Staatssekretär Jeannin nach Liverdun, um Ludwig seiner vollkommenen Unterwerfung zu versichern, mit der Erklärung, daß er alle und jede Genugthuung zu leisten bereit sei. So kam denn in Liverdun am 26. Juni 1632 ein neuer Vertrag zu Stande, der noch größere Demütigungen für Karl enthielt. Das war die Frucht seines unüberlegten und in der That wenig loyalen Handelns seit dem Vertrage von Vic. Er erhielt in demselben die von den Franzosen kürzlich besetzten Städte und Festungen zurück, mußte aber Stenay und Jametz auf die Dauer von vier Jahren in ihrem Besitze lassen. Die Stadt und Grafschaft Clermont wurde vollständig an Ludwig abgetreten, allerdings gegen eine bestimmte Summe. Ferner verpflichtete sich der Herzog, innerhalb eines Jahres für das Herzogtum Bar den Lehens-

und Huldigungseid in die Hände des Königs abzu-
legen; auf's neue versprach er feierlich mit einem Schwure, die Artikel des Vertrages von Vic gewissenhaft zu beobachten, seine ausgehobenen Truppen mit den französischen zu vereinigen, ein treuer Bundesgenosse Frankreichs in allen Kriegen zu sein und seinen Heeren freien Durchzug durch sein Gebiet zu gestatten, so oft es verlangt würde. Der Cardinal Franz von Lothringen stellte sich dem Könige als Geisel bis zur erfolgten Übergabe der genannten Städte. „Möge das eine Lehre für die kleinen Fürsten sein," bemerkte nicht ohne triumphierenden Hohn Richelieu, „die großen niemals zu beleidigen, wenn sie sich nicht zu Grunde richten wollen, und mögen sich die Herzoge von Lothringen ganz besonders daran erinnern, daß schon Karl V. (der deutsche Kaiser) wohl recht hatte, wenn er seinem Sohne sagte, er dürfe von ihnen nichts hoffen und erwarten, da sie in der That ihr Gebiet ohne Frankreichs Hülfe und Willen nicht behalten würden."

Ludwig konnte mit seinen Erfolgen zufrieden nach Paris zurückkehren. Vorher hatte er noch die Genugthuung, daß der gedemütigte Herzog persönlich vor ihm erschien, um ihn seiner Ergebenheit zu versichern und, wenn auch mit einem Herzen voll Groll und Bitterkeit, um Verzeihung zu bitten.

Traurig und niedergeschlagen kehrte Karl nach Nancy zurück. Der Empfang, der ihm wurde, war

kein freudiger. Der Teil des Herzogtums, durch welchen ihn der Rückweg nach seiner Hauptstadt führte, war kaum von den französischen Truppen verlassen worden. Krankheit, Hunger und Not begannen auf dem Lande zu wüten, Entmutigung herrschte in den Städten unter den Kaufleuten und Bürgern. Der klar sehende Teil des Volkes gab sich keinen Täuschungen über die nur zu wahrscheinlichen Folgen der Haltung seines Fürsten hin; man war im voraus überzeugt, daß der Vertrag von Liverdun wiederum eitel und nutzlos sein werde. Wohl empfing Karl auf seinem Wege die gewöhnlichen Beweise unterwürfiger Ehrerbietung, aber die Begeisterung war geschwunden. Man staunte mit Recht über seine Politik, die weder eine Politik des Krieges noch des Friedens war, die aber für sein Land wie für ihn selbst die bittersten Früchte gezeitigt hatte. Diese Zeichen beachtete er nicht, hörte auch nicht auf den Rat seines Vaters, des Herzogs Franz, der ihn dringend bat, allen Verbindungen gegen Frankreich zu entsagen. Ein richtiges Gefühl ließ ihn wohl sozusagen instinktmäßig in Frankreich seinen gefährlichsten Feind erkennen. Allein die Halbheit, Unentschiedenheit und selbst Unredlichkeit, womit er bis jetzt den Kampf gegen dasselbe geführt hatte, verdienten keinen Beifall und waren nicht das richtige Mittel, sich seiner zu erwehren. Und doch gab er, wie die Folge zeigte, eine solche Politik nicht auf. Auch Fouriers reinem und edlem Charakter konnte

dieselbe nicht zusagen und er hatte seinen Fürsten gewarnt. Ein Mann, der wie er, sich der höchsten Verehrung im ganzen Lande erfreute und das Vertrauen des Herzogs besaß, war Richelieu nicht gleichgültig. Er verlangte ihn zu sehen, um ihn wo möglich für sich zu gewinnen oder doch einzuschüchtern, damit er durch seinen Einfluß und seinen Rat seine Pläne nicht durchkreuze. Einer der neueren Autoren über Fourier ist sogar der Ansicht, der Cardinal habe ihn bestimmen wollen, bei Karl ja nicht dahin zu wirken, daß er die geschlossenen Verträge beobachte, weil ihm, dem Cardinal, dann jeder Vorwand zu einem weiteren Einfalle in Lothringen genommen sei, um dem Lande auch den letzten Rest seiner Selbstständigkeit zu rauben. Um was es sich aber bei jener Zusammenkunft, die in Pont=à=Mousson stattfand, handelte, berichtet keiner seiner alten Biographen. „Es war Rede von einer wichtigen Staatsangelegenheit," sagt P. Bedel; „allein Fourier zog sich glücklich und geschickt aus der Verlegenheit, indem er schwieg. Nur lakonische Antworten gab er auf die Fragen des gewaltigen und gefürchteten Staatsmannes, so daß ihn dieser ziemlich unzufrieden entließ, ohne etwas erreicht zu haben."

Fünfzehntes Kapitel.

Die Ereignisse in Lothringen bis zur Gefangennehmung Karls.

Das für Karl an Bitterkeit so reiche Jahr 1632 sollte nicht zu Ende gehen, ohne ihm einen neuen Schmerz zu lassen. Im Oktober hatte er den Tod seines von ihm aufrichtig geliebten Vaters zu beweinen, der voll banger Sorge um die Zukunft des Landes in den Armen Fouriers verschieden war. Nur zu sehr waren diese Besorgnisse begründet in der Unbesonnenheit seines Sohnes. Anstatt dem Vertrage von Liverdun gemäß seine Truppen mit denen Frankreichs zu vereinigen, hatte er dieselben schon wenige Tage, nachdem er ihn beschworen, entlassen. Ob mit oder ohne sein Wissen nahmen sie Dienste im kaiserlichen Heere, und unter seinen Augen fanden fortwährend Werbungen in Lothringen für den Kaiser statt, mit welchem er zudem noch einen Vertrag geschlossen, nachdem er von ihm die Städte Hagenau, Colmar, Schlettstadt und einige andere im Elsaß erhielt.

Am 16. November des nämlichen Jahres hatte Gustav Adolf in der Schlacht bei Lützen den Tod gefunden. Das Vertrauen in die Macht der Schweden war gebrochen, die Macht des Kaisers erstarkte. Das wollte Richelieu nicht, und so schloß er sich von nun an noch enger an die Schweden und die deutschen Protestanten an.

Karls Haltung war genau wieder die nämliche wie früher. Fourier riet und bat, sich so lange als möglich von allen Intriguen und Feindseligkeiten fern zu halten, um dem durch Krankheit, Hunger und andere Leiden so hart mitgenommenen Lande wenigstens für eine Zeit lang die so notwendige Ruhe zu gewähren. Allein die Gelegenheit schien zu günstig, das unliebsame Joch Frankreichs abzuschütteln, die gefährliche Nähe der Schweden neue Rüstungen wohl zu rechtfertigen. Weniger als je war es jetzt Richelieu gleichgültig, in Lothringen einen Freund oder einen Feind zu haben. Da ersteres nicht zu erreichen war, letzteres aber stets zu fürchten trotz aller wiederholten Versicherungen der Ergebenheit und Treue gegen Ludwig von Seiten Karls, wenn er ob seiner Rüstungen oder anderer Verstöße gegen die Verträge zur Rede gestellt wurde, so beschloß man, ihn auf die Dauer unschädlich zu machen. Karl hatte innerhalb der im letzten Vertrage festgesetzten Jahresfrist den Lehens- und Huldigungseid für das Herzogtum Bar nicht geleistet. Richelieu ließ ihn darum vor das Parlament

von Paris laden. Der Herzog erschien natürlich nicht, und so sprach der Gerichtshof im Juli 1633 das Urteil, welches ihn des Herzogtums Bar für verlustig erklärte und dasselbe wieder an die Krone Frankreichs zurückzog. Im folgenden Monat August stellte sich Ludwig in eigener Person an die Spitze eines Heeres, um abermals in Lothringen einzufallen, nachdem die in dem Churfürstentum Trier unter St. Chamont stehenden Truppen bereits Befehl erhalten hatten, mehrere lothringische Plätze zu besetzen. Im Elsaß standen die Schweden unter dem Kanzler Oxenstierna und bedrohten von dieser Seite das Herzogtum. Karl sah sich in der mißlichsten Lage, von allen Seiten nahte die Gefahr; wie gewöhnlich begann er nun zu verzagen, und um sie zu beschwören, sandte er seinen Bruder Franz, den Cardinal, Ludwig entgegen, um zu unterhandeln. In Chateau-Thierry gelang es diesem endlich, eine Audienz zu erhalten. Mit dem seiner Person gewordenen Empfang konnte er schon zufrieden sein; der König versicherte ihn seines Wohlwollens und seines Schutzes, ihn mache er nicht verantwortlich für die Fehler seines Bruders, an denen er keinen Anteil habe, davon sei er überzeugt. Daß aber dieses französische Wohlwollen, wenn es auf thatsächliche Beweise desselben ankam, nicht sonderlich viel zu bedeuten habe, das war dem Cardinal selbst schon nach dem Tode seines Vaters klar geworden. Da hatte er um die Herrschaften Toul und Verdun gebeten,

die Franz von Baudemont zufolge eines zwischen Heinrich IV. von Frankreich und dem lothringischen Herzoge Karl III. geschlossenen Vertrages besaß, in welchem noch ausdrücklich bestimmt war, daß dieselben nach dem Tode des Grafen von Baudemont auf seinen zweiten Sohn übergehen sollten. Es war dies wohl ein geringfügiger Gegenstand, aber um so bezeichnender war es, daß seine Bitte zurückgewiesen worden. Zu Gunsten seines Bruders erreichte er in Chateau-Thierry nichts. Der König hörte ihn ruhig an und wies ihn dann an Richelieu. Dieser begann mit den gewöhnlichen Klagen und Vorwürfen über Karls Vorgehen gegen Frankreich, die in nicht weniger als sechsunddreißig Artikeln aufgezählt wurden. Ganz besonders betonte man die Heirat Gastons mit der Prinzessin Margarethe. Der Cardinal Franz versprach, daß es sein Bruder sich angelegen sein lassen werde, eine Scheidung der Ehe zu erreichen. „Eine solche Trennung," bemerkte Richelieu hierauf, „liegt nicht in der Macht des Herzogs, und was nicht in seiner Macht liegt, das kann er nicht versprechen. Aber gesetzt auch, dem wäre so, so dürfte der König kein Vertrauen in die Versprechungen eines Fürsten setzen, der in so kurzer Frist zwei feierliche Verträge gebrochen. Es müssen wirksamere Mittel gefunden werden, um ihn in Zukunft zu zwingen, ein gegebenes Wort zu halten. Der wiederholte Treubruch des Herzogs verursacht dem Könige bedeutende Kosten und dem Volke drückende

Lasten wegen der Unterhaltung der dadurch notwendig gewordenen Armeen. Seine Majestät ist entschlossen, die Angelegenheit in einer Weise zu beendigen, daß ein fernerer Krieg vermieden und der Herzog allem Parteigetriebe innerhalb des Königreiches fern bleiben wird. Denn nicht zufrieden damit, den Herzog von Orleans zu einer Heirat bewogen zu haben, die den Staatsgesetzen zuwider, die Würde der Krone verletzt und eine persönliche Beleidigung des Königs ist, hat er auch die Feindseligkeiten seines Bruders gegen Frankreich mit den Waffen unterstützt.

Will der Herzog von Lothringen, daß der König ihm künftighin Zutrauen schenkt, so muß er ihm die Hauptstadt Nancy als Sicherheitspfand überlassen. Das ist das beste was er thun kann. So wird er sein Land behalten und Nancy wird ihm zur bestimmten Zeit zurückgegeben, vorausgesetzt, daß in Zukunft sein Verhalten ein besseres wird. Will er das, so liegt in diesem Vorschlage nichts Bedenkliches für ihn. Ist er gesonnen, seine Intriguen gegen den König fortzusetzen und seine Verbindungen mit den Feinden des Staates zu unterhalten, so sind weitere Unterhandlungen überflüssig. Seine Majestät ist fest entschlossen, von diesen Bedingungen nicht abzugehen, und der Herzog muß sich fügen. Er ist seines Gebietes beraubt, Nancy allein ist ihm geblieben, und seien Sie überzeugt, daß er auch seine Hauptstadt unfehlbar verlieren wird, es sei denn, daß er den König zufrieden

stellt. Wohl ist Nancy eine Festung, allein der Herzog ohne Geld und ohne Truppen. Wir werden künftig den Krieg auf seine Kosten führen."

Eine solche Sprache ließ an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Der Cardinal Franz erklärte offen und freimütig, daß die Bedingung, die Hauptstadt des Landes den Franzosen als Pfand zu überlassen, so hart sei und so entehrend, daß er nie seinem Bruder zur Annahme derselben raten könne und werde. Er zweifle nicht an der redlichen Absicht Seiner Majestät, die Stadt zurückzugeben, aber sein Bruder habe auch Rücksichten gegen den deutschen Kaiser zu beobachten, von dem die Krone Lothringens abhängig sei, und dieser werde die Übergabe der Hauptstadt als einen Verrat betrachten. Davon wollte aber Richelieu nichts wissen, er beanspruchte sogar die Oberhoheit über Lothringen als ein Recht seines Herrn. Kurz, der Cardinal kehrte nach Nancy zurück, ohne das geringste erreicht zu haben. Vor seiner Abreise hatte er den König gebeten, nicht weiter gegen Lothringen vorzurücken, bis er ihm die Antwort seines Bruders überbracht habe. Ludwig sagte ihm kalt und unverhohlen, daß er gesonnen sei, ohne Aufenthalt gegen die Hauptstadt zu ziehen, und daß er nicht eher zurückkehren werde, bis sie in seiner Gewalt sei.

Die Truppen St. Chamonts befanden sich schon vor den Mauern der Stadt, als Franz zurückkam. Er, die Prinzessin von Pfalzburg und noch Andere

aus der Umgebung Karls drangen in letzteren, das Äußerste zu wagen und die Hauptstadt mit den Waffen zu verteidigen. Dazu konnte er sich aber nicht entschließen. Zum anderen Male sandte er seinen Bruder zu Ludwig, der sich schon in St. Dizier befand, und versprach seine Mitwirkung zur Trennung der Ehe Gastons, ferner die Abtretung der Festung La Mothe, der stärksten nach Nancy. Richelieu verwarf alles, Nancy wollte er um jeden Preis; das sei das einzige Mittel, Karl im Zaume zu halten. Manche Stimme erhob sich wohl im Rate des Königs und mahnte zur Milde, der Minister blieb unerbittlich. Karl hatte ihn durch die Unterstützung seiner persönlichen Feinde, vor allem durch seine Verbindungen mit der Königin-Mutter und dem Herzoge von Orleans zu sehr beleidigt; der Augenblick war gekommen, ihn das entgelten zu lassen.

Den Groll des mächtigen Ministers zu besänftigen, machten die beiden Brüder noch einen letzten Versuch. Franz kehrte ein drittes Mal zu ihm zurück und hielt um die Hand seiner Nichte, der Frau von Combalet an, ein Plan, dem auch Fourier, vom Herzoge darüber zu Rate gezogen, seine Zustimmung erteilte. Franz hatte nicht die höheren Weihen empfangen, und seiner Cardinalswürde sich begebend konnte er in den Laienstand zurücktreten. Es schien auch zuerst, als ob Richelieu sich durch ein solches Anerbieten geschmeichelt fühle, aber er beharrte vor allem darauf,

daß Nancy als Sicherheitspfand überliefert werden müsse. Ja noch mehr: er verlangte jetzt auch die Auslieferung der Prinzessin Margarethe, welche noch in Nancy weilte, während ihr Gemahl Gaston sich in Brüssel befand. Hätte man sie in der Gewalt, so hoffte man leicht ihre Einwilligung zu der stets beabsichtigten Ehescheidung zu erlangen.

Karl hatte sich unterdessen mit einer kleinen Truppenzahl nach Valdejol in den Vogesen zurückgezogen. Hierhin überbrachte ihm der Cardinal die Antwort Richelieu's. Als letztes Mittel, Lothringens Unabhängigkeit zu retten, erschien ihm jetzt seine Abdankung zu Gunsten seines Bruders, der dann abermals dringend um die Hand der Nichte Richelieu's anhalten solle. Gewähre ihm der Minister dieselbe, so werde er im Interesse seines eigenen Hauses seine bisherige Politik gegen das Herzogtum aufgeben. So hoffte man. Die Abdankungsurkunde wurde in Epinal am 26. August unterzeichnet. Der in Nancy commandierende Marquis de Mouy — nur dreitausend Mann zählte die Besatzung — sowie der Adel erhielten den Befehl, Franz als ihren Souverän anzuerkennen. Wiewohl die Hauptstadt schon ringsum von den Franzosen eingeschlossen war, konnte der neue Herzog doch dahin zurückkehren, da er wegen der noch schwebenden Unterhandlungen einen Geleitsbrief von Ludwig erhalten hatte.

Seine erste Sorge war, die Prinzessin Mar-

garethe vor Richelieu zu ihrem Gemahle in Sicherheit zu bringen. Er verhehlte sich nicht die Gefahr, in der sie schwebte, und bei der Wachsamkeit der Franzosen war es nicht leicht, die Flucht zu bewerkstelligen. Ludwig selbst hatte, in der Besorgniß, daß der Geleitsbrief dazu benutzt werden könne, in einem besonderen Schreiben St. Chamont, dem Befehlshaber der die Hauptstadt einschließenden Truppen, verdoppelte Vorsicht eingeschärft mit der Weisung, die Prinzessin, wenn möglich, in sichern Gewahrsam zu bringen. Allein alle Vorsicht und Wachsamkeit wurde vereitelt. Die Gräfin von Pfalzburg hatte die Vorbereitungen zur Flucht ihrer Schwester mit der größten Klugheit und Umsicht getroffen. In Mannskleidern befand sich dieselbe im Wagen des Cardinals ihres Bruders, welcher um drei Uhr morgens Nancy verließ, um sich zum Könige nach St. Mihiel zu begeben. Bei den französischen Vorposten angelangt, schickte er St. Chamont seinen Geleitsbrief mit der Bitte, ihn nicht aufzuhalten, da er schon bei Tagesanbruch bei dem Könige zu sein wünsche. St. Chamont ließ ihn auf die Meldung seiner Offiziere, daß er nur seinen gewöhnlichen Wagen mit seiner gewöhnlichen Begleitung bei sich habe, ohne Anstand passieren. Während des dadurch verursachten kurzen Aufenthaltes war einem der Herren der junge und schöne Cavalier an der Seite des Cardinals wohl aufgefallen; allein als er ihn schärfer in's Auge fassen wollte, verstand es dieser so geschickt und natürlich,

das Gesicht halb mit dem Vorhange des Wagenfensters zu verdecken, daß man weiter keinen Verdacht schöpfte. Am nächsten Walde angelangt, fand Margarethe für sie bereit gehaltene Pferde, welche sie in Begleitung zweier lothringischen Edelleute nach einem beschwerlichen und ermüdenden Ritt von sechszehn Stunden nach Thionville brachten, woselbst der spanische Befehlshaber sie mit allen Ehren empfing. Wenige Tage später befand sie sich in Sicherheit bei ihrem Gemahle in Brüssel.

Der König sowohl, wie Richelieu waren so aufgebracht, als sie die Flucht der Prinzessin erfuhren, daß sie von weiteren Unterhandlungen nichts mehr wissen wollten. Es wurde Befehl gegeben, alle Vorbereitungen zu treffen, um Nancy mit Sturm zu nehmen. Sechs Wochen schon hatte die Einschließung gedauert, ohne daß irgend ein Act der Feindseligkeit stattgefunden. Karl hatte, solange ihm eine Hoffnung auf einen günstigen Ausgang der schwebenden Unterhandlungen leuchtete, den Marquis de Mouy strenge anbefohlen, jede Collision mit den Franzosen zu vermeiden. Um alle Hülfe von außen für die Belagerten unmöglich zu machen, hatte Ludwig zwei Bogen der Brücke über die Meurthe ganz in der Nähe von Nancy in die Luft sprengen lassen; er selbst leitete persönlich die Belagerungsarbeiten. Angesichts des unter den Mauern arbeitenden Feindes hielt es die mutige und entschlossene Gräfin von Pfalzburg, die früher schon ihren

verzagenden Bruder zur äußersten Verteidigung seiner Hauptstadt zu bestimmen gesucht hatte, nicht länger. In eigener Person eilte sie auf die Wälle und feuerte durch Wort und Beispiel die Soldaten an. Eine volle Kanonensalve flog über die Köpfe der erstaunten Franzosen hin, Ludwig selbst wäre beinahe durch eine Kugel getödtet worden. Das zeigte Richelieu, daß ein Sturm doch ein mißliches, jedenfalls langwieriges Unternehmen sei. Die Festung befand sich in sehr gutem Zustande und war auf lange Zeit hinreichend mit Lebensmitteln versehen; zudem mußte er befürchten, daß die von Karl so sehnlichst erwarteten Spanier zu ihrem Entsatze mittlerweile erscheinen könnten. Es schien ihm da geratener, doch noch den Versuch zu machen, sie durch Unterhandlungen in seine Gewalt zu bekommen, und so war er es nun, der dieselben wieder eröffnete. Zu dem Zwecke sandte er einen Bevollmächtigten nach Nancy. Die Gräfin Henriette wollte nichts davon wissen, wie sehr der Bevollmächtigte auch geltend zu machen suchte, daß Karls Lage durch Anwendung gütlicher Mittel sich eher bessern werde als durch Gewalt. Sie bestand auf einer energischen und verzweifelten Verteidigung. Alle Nachgiebigkeit hätte bis jetzt nur das erreicht, die Forderungen des Königs immer höher zu spannen und ihr Haus näher an den Rand des Verderbens zu bringen. Wenn denn sein Untergang beschlossen sei, so sei es besser, mit Ehren unter seinen Trümmern begraben zu

werden, als feige die Ehre, Freiheit und alles zu verlieren. Das war die Sprache, die Karl selbst geziemt hätte. Aber er konnte sich nicht aufraffen zu einem heroischen Kampfe in diesem Augenblicke, ja er verstand es nicht einmal, aus der sich um diese Zeit für den Kaiser viel günstiger gestaltenden Lage der Dinge in Deutschland einen Vorteil zu ziehen. Unter den obwaltenden Umständen wäre es ihm sehr möglich gewesen, wenigstens die günstigsten Bedingungen von Richelieu zu erlangen, wenn er nicht mit so unüberlegter Eile einen neuen Vertrag geschlossen hätte. Die vorgerückte Jahreszeit, das regnerische Wetter und das Richelieu nicht unbekannt gebliebene Heranrücken der kaiserlichen und spanischen Heere nach dem Rhein, die übrigen Schwierigkeiten, welche mit einer Belagerung verknüpft waren, mußten den Minister wünschen lassen, diese Angelegenheit, wenn nur halbwegs die französische Ehre gewahrt würde, zu Ende zu führen. Zwischen dem Cardinal von Lothringen, als dem Bevollmächtigten seines Bruders, und Richelieu kam am 6. September ein neuer Vertrag zu Stande, der später von Karl selbst in Charmes am 20. September 1633 ratifiziert wurde. Demzufolge sollte Nancy innerhalb drei Tagen dem König als Sicherheitspfand übergeben werden und zwar so lange, bis die „angebliche" Ehe Gastons mit Margarethe auf gesetzlichem Wege für null und nichtig erklärt sei. Die Prinzessin selbst müsse binnen vierzehn Tagen in der Gewalt seiner Majestät sein. Im übrigen wurden

außer den bereits in den früheren Verträgen enthaltenen Bestimmungen unter anderm noch folgende hinzugefügt: Länger als vier Jahre, selbst im Falle, daß der Krieg in Deutschland noch nicht beendigt sei, und unter Voraussetzung der Erfüllung aller Bedingungen des Vertrages von Seiten Karls, darf der König Nancy nicht behalten. Das Herzogtum Bar bleibt von den Franzosen besetzt, bis Karl den Huldigungseid geleistet hat. Der in Nancy befehligende französische Commandant wird das Commando über sämmtliche Truppen der Stadt haben, wogegen der König dafür sorgen wird, daß die Einwohner von der französischen Garnison nicht belästigt oder mißhandelt werden. Durch einen späteren Artikel war das Harte der die Besetzung Nancy's betreffenden Bedingung in etwa gemildert worden, indem derselbe besagte, daß die Stadt nach Erfüllung der anderen Bedingungen, namentlich was die Auslieferung der Prinzessin Margarethe betraf, nach drei Monaten zurückgegeben werden solle, wobei es aber den Franzosen frei stand, die Festungswerke zu schleifen.

Karl erhob keine Einsprache und sandte seinen Bruder zu Ludwig zurück, der sich schon in Neufville (dem neuerbauten Teile der Stadt) befand, um bei der Übergabe der Festung in eigener Person zugegen zu sein. Als aber der dazu bestimmte Tag erschienen war, wurde den Franzosen die unliebsame Überraschung, daß der Marquis de Mouy erklärte, er habe von seinem

Herrn den Befehl erhalten, die Stadt nicht zu übergeben, und seine Majestät werde keine anderen Thore offen finden, als diejenigen, die er sich selbst mit Sturm öffne. Karl schien neue Hoffnung gefaßt zu haben, daß es ihm möglich sein werde, Nancy mit seinen eigenen Streitkräften zu entsetzen. Diese Hoffnung beruhte wohl vor allem auf der heranrückenden Armee der Spanier unter dem Befehle des Herzogs de Feria. Allein er wurde wiederum bitter getäuscht; de Feria wurde durch die Schweden unter dem General Horn und dem Herzoge von Birkenfeld verhindert, sich mit dem kleinen Heeresrest Karls zu vereinigen.

Ludwig war auf's äußerste gereizt durch den Schimpf, der ihm vor den Thoren Nancy's widerfahren. Es war ihm daran gelegen, denselben zu rächen und der Marschall de Force erhielt den Auftrag, Karl bis auf's äußerste in seinen Bergen zu verfolgen. Epinal und Mirecourt mußten sich ergeben; die wenigen Truppen, die Karl noch um seine Person hatte, zerstreuten sich allmählich, selbst seine tüchtigsten Offiziere, in der Überzeugung, daß jeder Widerstand höchst unnütz sei, ergaben sich dem Könige. Aber Nancy war noch nicht in des letzteren Gewalt, der Winter rückte heran, und Karl konnte es leicht gelingen, nach den spanischen Niederlanden zu entkommen. Richelieu war darum an neuen Unterhandlungen gelegen, Karl, das Verzweifelte seiner Lage erkennend, nicht minder. Eine Unterredung kam zwischen beiden

endlich zu Charmes zu Stande, woselbst Karl, wie oben schon bemerkt, den von seinem Bruder geschlossenen Vertrag ratificierte. Er scheint sich zu allem verstanden zu haben in der Hoffnung, daß es ihm noch gelingen werde, in seine Hauptstadt zu entkommen, die er dann bis auf's äußerste zu verteidigen entschlossen war. Je näher er derselben, um so eher konnte diese Hoffnung sich verwirklichen. Sei es nun, daß er selbst verlangte, dem Könige in Neufville seine Aufwartung zu machen, oder daß Richelieu, dem als tiefen Menschenkenner die geheimen Pläne des Herzogs nicht entgangen waren, ihn in ganz anderer Absicht dazu bewog; genug, die Zusammenkunft mit Ludwig hatte statt.

Tief verbeugte sich der Herzog vor dem Könige, als er bei ihm eintrat, und um Verzeihung für das Geschehene bittend, versicherte er ihn seiner Ergebenheit für die Zukunft. „Alles ist vergessen,“ sprach Ludwig, indem er ihn anscheinend auf das herzlichste umarmte. In seinem Kabinet befanden sich auch Richelieu und mehrere Herren vom Hofe. Man war nicht sparsam mit dem Lobe des Herzogs, man rühmte seine Tapferkeit und seinen kriegerischen Sinn, und er fühlte sich dadurch geschmeichelt. „Vetter,“ sprach Ludwig mit anscheinend herzlicher Offenheit, „ich muß aufrichtig gestehen, daß ich keine besonders gute Meinung von Ihnen hatte. Als Sie sich plötzlich weigerten, den durch Ihren Bruder, den Cardinal, geschlossenen Vertrag auszuführen, sagte ich mir, daß Sie ein Mann

ohne Treue und Glauben seien. Heute ändere ich meine Meinung, da ich der Erfüllung Ihrer Versprechen versichert bin.“ Nachdem man sich gegenseitig die höflichsten Dinge gesagt und Ludwig seine vornehmsten Offiziere und Hofherren vorgestellt hatte, nahm die Unterhaltung eine allgemeinere Wendung. Man sprach von der Jagd, welcher der König leidenschaftlich ergeben war. „Ich denke nur wenig mehr daran, Vetter,“ erwiederte er auf eine Bemerkung des Herzogs; „seitdem ich viel wichtigere Dinge zu thun, habe ich fast vollständig darauf verzichtet. Es bleibt mir wenig Zeit für dies Vergnügen übrig. Bin ich im Kriege, so nimmt mich dieser ganz in Anspruch.“

Karl sah sich von Ehrenbezeigungen umgeben, aber er verhehlte sich nicht, daß sie ihn nur täuschen sollten, und er seinerseits beschloß, seinen Feinden mit gleicher Münze zu zahlen, wenn er nur erst in Nancy wäre. Allein er sollte nicht dahin kommen. Zu noch früher Stunde wurden Kerzen gebracht, und der König begann die eingelaufenen Briefe zu lesen. Der Herzog wollte sich verabschieden. „Sie sind ja meiner sehr bald überdrüßig,“ bemerkte Ludwig, „es ist ja noch nicht spät, und in einer Stunde können Sie sehr bequem in Nancy sein.“ Und er fuhr fort zu lesen, inzwischen hie und da ein Wort an den Herzog richtend. Mittlerweile war es Nacht geworden. Karl wollte sich abermals verabschieden. „Wie viel Uhr ist es?“ frug der König. — „Sieben Uhr.“ — „Mein

Gott, wie schnell die Zeit vergeht," rief er aus, „es ist zu spät, Vetter, Sie können jetzt nicht mehr fortgehen." Als Karl erwiederte, daß ihm die Wege wohlbekannt seien und daß er sehr rasch in Nancy sein werde, frug der König, ob die Wache schon aufgezogen sei. Auf die bejahende Antwort eines Offiziers wandte er sich wieder an Karl und sagte: „Vetter, es ist wahrhaftig zu spät. Es ist besser, Sie bleiben diese Nacht hier und gehen morgen früh nach Nancy." Auf wiederholtes Drängen glaubte Karl endlich nachgeben zu müssen. In der für ihn bestimmten und hergerichteten Wohnung angelangt, merkte er bald, daß er ein Gefangener sei. Die ihm beigegebenen Edelleute verließen ihn erst um elf Uhr. Alle sechs Schritte waren Musketiere von der Leibwache des Königs aufgestellt. Da er vor Unruhe und Aufregung den Schlaf nicht finden konnte, öffnete er um ein Uhr das Fenster und suchte mit einer Schildwache ein Gespräch anzuknüpfen. Der wachhabende Offizier, im Schatten eines Baumes versteckt, antwortete ihm auf seine Fragen. „Wache, ich höre ein großes Getöse, was bedeutet das?" — „Es ist eine Abteilung Cavallerie, welche die Ronde macht." — „Wie stark ist sie?" — „Zweitausend Pferde." — „Hoho, das ist wohl etwas viel, Du übertreibst wohl; wer befehligt sie?" — „Bald ein Marschall, bald ein Generallieutenant." — „In der That, die Wache ist stark genug, es ist nichts zu befürchten."

Karl suchte dann seinen Mann auszuforschen. „Ist es nicht ein Offizier, mit dem ich rede?" Pontis, so hieß der wachhabende Offizier, antwortete, daß er ein armer Cadett sei. „Ich glaubte, Du seiest Offizier. Nun, da Du Soldat bist, so sage mir, bist Du schon lange im Dienst?" -- „Zehn bis zwölf Jahre." — „Und seit wann bei der Garde?" — „Fünf bis sechs Jahre." — „Wie, so lange dienst Du, ohne daß Dir eine Beförderung geworden ist? Wie kommt es denn, daß Du noch keinen höheren Grad erlangt hast?" — „Ach, manche Menschen sind leider weniger vom Glück begünstigt, als andere. Ich warte alle Tage auf das Glück, welches ich dem einen oder anderen meiner Kameraden zu teil werden sehe." — „Wie viel Sold bekommst Du denn?" — „O, nur den Sold eines gewöhnlichen Soldaten." — „Höre, Kamerad," fuhr der Herzog fort, „wenn Du willst, so gibt es für Dich ein Mittel, um Dein Glück zu machen." — Pontis erwiderte, er fürchte nichts zu verlieren, wenn er dem größten Fürsten der Welt diene, der sicherlich nicht ermangeln werde, ihn zu belohnen, wenn er getreulich seine Pflicht erfülle. „So hast Du Deine Pflicht wohl nicht sonderlich erfüllt," bemerkte der Herzog scherzend, „da Du so lange auf Deinen Lohn warten mußt." — „Nun, Seine Majestät will mich vorher auf die Probe stellen. Es wird mein Schade nicht sein, wenn ich geduldig warte." — Karl merkte, daß mit

diesem Manne nichts anzufangen sei. Einige Stunden später öffnete er abermals das Fenster und rief von neuem die Wache an, um zu erfahren, ob der unbestechliche Soldat noch nicht abgelöst sei. Allein dieselbe Stimme antwortete. „O mein Gebieter," sprach da der lothringische Edelmann, der mit ihm in demselben Zimmer schlief, „Sie sind ein Gefangener, und es gibt kein Mittel, Sie zu retten."

Sechzehntes Kapitel.

Von der Übergabe Nancy's bis zur abermaligen Abdankung Karls.

Einen Augenblick hegte der unglückliche Fürst anderen Tages die Hoffnung, sich der Gewalt seiner Feinde durch die Flucht entziehen zu können, aber ebenso rasch mußte er derselben entsagen, als er gewahrte, wie ängstlich er bewacht wurde.

Die Thore der Hauptstadt öffneten sich am 24. September 1633 den Franzosen. Es hatte langer Kämpfe, der dringendsten Aufforderungen und selbst der Drohungen bedurft, ehe sich Karl entscheiden konnte, seinen Truppen den Befehl zur Übergabe der Stadt zu übersenden. Zweimal hatte er wohl an den Marquis de Mouy geschrieben, allein da dieser die schon lange vereinbarten geheimen Zeichen nicht in den Schreiben fand, hatte er dem Befehle keine Folge geleistet. Es bestanden diese Zeichen in den drei ersten Buchstaben des Wortes: Lorraine. Würde einer dieser Buchstaben fehlen, so sollte der Marquis die vom

Herzoge unterzeichneten Befehle nicht ausführen. Am folgenden Tage hielt Ludwig seinen Einzug mit Richelieu und seinem Gefolge. Die Bewohner hatten sich in ihren Häusern verschlossen, kein Mund rief ihm ein Willkommen zu.

Um nicht Zeuge dieses Einzuges zu sein, hatte sich Karl, der nach der Übergabe seine Freiheit wieder erhalten, nach Rosieres-aux-Salins begeben, um dort auch den Rest der ihm noch gebliebenen Truppen zu entlassen. Erst am anderen Tage gegen Abend kam er in seine alte Hauptstadt. Die Einwohner empfingen ihn mit thränenden Augen und mit von Weh und Schmerz untermischten Freudenrufen; in rührender Weise gaben sie ihm ihre Anhänglichkeit zu erkennen. Ludwig und Richelieu entging das nicht, und ersterer wünschte dem Herzoge Glück dazu mit den Worten: „Sie sind recht glücklich, Vetter, so geliebt zu werden.“ Zugleich mochte er aber auch einsehen, daß diese Bürgerschaft bei solchen Gesinnungen immer noch gefährlich werden könne, und das soll ihn veranlaßt haben, die Geschütze mit aller Munition aus der Altstadt nach der Neustadt fortschaffen zu lassen und den Befehl zur Erbauung einer Citadelle zu geben, welche nötigenfalls die Einwohner im Zaume halten könne.

Soweit waren Richelieu's Pläne gelungen, die Hauptstadt des Landes war in seiner Gewalt, und Ludwig konnte in einer Hinsicht zufrieden mit dem

Erfolge dieses Jahres nach Paris zurückkehren. Der Herzog von Brassac blieb mit achttausend Mann der besten Truppen als Gouverneur in Nancy, das übrige Lothringen hielt der Marschall de la Force mit einer Armee von zwanzigtausend Mann besetzt, welche nötigenfalls auch die Schweden gegen die Spanier unter dem Herzoge de Feria unterstützen sollten.

Karl litt es nicht lange in seiner Hauptstadt, wo nun Brassac als unumschränkter Herr gebot, der Anblick der französischen Soldaten wurde ihm unerträglich. Er verließ darum Nancy und begab sich zuerst nach Luneville, von da einige Zeit nachher nach Mirecourt. Dorthin ließ er auch seine Gemahlin Nicole wie ihre Schwester, die Prinzessin Claude, kommen. Schon vor der Belagerung hatte er beide Damen nach den Vogesen bringen lassen, da er fürchtete, sie möchten, wenn sie in die Gewalt des französischen Königs gerieten, sich zu einer Verständigung mit demselben bewegen lassen; denn er glaubte, ihnen selbst Ursache dazu gegeben zu haben in der Behandlung, die sie früher von ihm erfahren hatten. Was die Prinzessin Claude betrifft, so hegte er überdies noch die Besorgniß, Richelieu könne sich ihrer bemächtigen, um ihre Hand einem französischen Prinzen zu geben. Da derselbe das salische Gesetz für Lothringen nicht anerkannt hatte, so wäre eine solche Heirat mit einer sofortigen Annexion des Herzogtums an Frankreich gleichbedeutend gewesen, und wie wir später

sehen werden, hegte der Minister in der That solche Pläne.

In der Stille und Einsamkeit zu Mirecourt erinnerte sich Karl wieder Fouriers. Seit dem Beginne der Belagerung Nancy's hatte er ihn nicht mehr gesehen; vier Monate waren seitdem verflossen. Als Flüchtling war der Herzog in den Bergen der Vogesen umhergeirrt, bis er, Richelieu vertrauend, in dessen Hände gefallen war. Fourier hatte diese Zeit in Mattaincourt zugebracht, sich ganz dem Wohle seiner Pfarrei widmend, das Elend nach Kräften mildernd, das auch über sie infolge der traurigen Zeiten durch Krankheit, Hunger und Krieg hereingebrochen war. Seines unglücklichen, flüchtigen Fürsten vergaß er ebensowenig. Konnte er ihm auch nicht selbst helfen, so wandte er sich in seinen heißesten und innigsten Gebeten um Hülfe an den, von dem allein alle Hülfe in Not und Bedrängniß kommt. In der Einsamkeit Mirecourts verlangte Karl nach seinem alten, treu ergebenen Freunde und gerne und willig leistete dieser dem Rufe seines Herrn Folge.

Jedenfalls war es größtenteils dem Einflusse und dem weisen Rate Fouriers zuzuschreiben, daß Karl sich während dieser ganzen Zeit nichts gegen den Vertrag von Charmes zu Schulden kommen ließ; in dem Benehmen des französischen Königs und seines Ministers lagen aber Anzeichen genug, daß ihnen dies correcte Verhalten keineswegs erwünscht war. Ganz

Lothringen sollte die Beute Frankreichs werden, es war das eine beschlossene Sache, und die abermalige Verletzung des zuletzt geschlossenen Vertrages wäre die willkommene Veranlassung gewesen, solche Absichten mehr und mehr zur Wirklichkeit zu machen. Am lothringischen Hofe verhehlte man sich dies keineswegs; um die Gefahr, wenn möglich zu beschwören, kam man in einem Familienrate, bei dem aber Karl, wie es scheint, nicht zugegen war, überein, der Cardinal Franz sollte sich nach Paris begeben, um bei Richelieu abermals um die Hand seiner Nichte, Frau von Combalet, anzuhalten. In dem Sinne hatte sich auch die Tante der beiden herzoglichen Brüder, Christine von Lothringen, verwittwete Großherzogin von Toskana, ausgesprochen. „Hat der Cardinal von Lothringen," schrieb sie an den toskanischen Gesandten am französischen Hofe, „die Nichte Richelieu's geheiratet, so wird der Oheim sich genötigt sehen, dem lothringischen Hause, dessen Verwandter er zu werden die Ehre hatte, eine Stütze zu sein. Es ist das vielleicht auch das sicherste Mittel, die Ehe des Herzogs von Orleans zu sichern. Richelieu kann sich nur freuen, wenn seine Nichte die Schwägerin einer Herzogin von Orleans wird."

Die Heirat kam nicht zu Stande, die Ehre der Verwandtschaft mit dem Hause Lothringen schien Richelieu nicht verlockend genug, um ihr seine politischen Pläne zum Opfer zu bringen. Seine Nichte, schützte er vor,

sei gesonnen, den Schleier zu nehmen; in einem Monate werde sich das entscheiden, bis dahin müsse sich der Cardinal von Lothringen gedulden, um eine bestimmte Antwort zu erhalten. Anderseits mochte es auch Franz selbst nicht so ernst mit dieser Verbindung gemeint sein. Der Gedanke an eine Heirat mit seiner eigenen Nichte, der Prinzessin Claude, schien ihm damals schon nicht mehr fremd gewesen zu sein. In einer Unterredung mit dem toskanischen Gesandten in Paris meinte er, Richelieu würde seine Nichte wohl lieber an einen Prinzen des Hauses Bourbon verheiraten; für seine eigene Familie sei nicht viel von ihm zu hoffen. Außerdem ständen der geplanten Verbindung noch andere Bedenken entgegen. Die Prinzessin Claude habe ihre Ansprüche auf Lothringen und Bar im Falle, daß die Herzogin Nicole ohne Kinder sterbe. Es sei schon Rede gewesen von seiner Heirat mit Claude, um alle jene Schwierigkeiten zu beseitigen. Heirate er Frau von Combalet, so würde die Prinzessin ihre Rechte durch eine eventuelle Ehe auf ein anderes Haus übertragen. So sei Gefahr vorhanden, daß sie alle ihre Staaten verlören, und seine Nichte zu zwingen, den Schleier zu nehmen, daran sei nicht wohl zu denken.

Daß Richelieu nicht gesonnen war, seine bereits erfaßte Beute fahren zu lassen, sondern bemüht, sich ihrer noch mehr zu versichern, sollte dem Cardinal von Lothringen bald nur zu klar werden.

Die Hauptursache der Gereiztheit Ludwigs XIII. gegen das Haus Lothringen war jene Heirat seines Bruders mit Margarethe. Die Auslieferung letzterer an ihn und die Nichtigkeitserklärung der Ehe war einer der Hauptartikel des Vertrages von Charmes gewesen. Beides lag nun nicht in der Gewalt Karls. Nichtsdestoweniger machte Richelieu ihm hieraus einen neuen Vorwurf. „Die festgesetzte Frist ist verflossen," sprach er zum Cardinal; „Seine Majestät will, daß die Ehe ohne Aufschub vor dem Parlamente für nichtig erklärt werde. Der Hauptgrund, auf den die Nichtigkeitserklärung sich stützt, ist der Raptus (die Verführung des Herzogs von Orleans durch die Angehörigen des lothringischen Hauses.) Der Herzog und die übrigen Mitglieder ihrer Familie müssen sich darum gefallen lassen, daß sie vor das französische Parlament geladen werden." Vergebens stellte Franz vor, daß eine solche Forderung unerfüllbar sei. Sein Bruder habe sich keineswegs verpflichtet, Margarethe in die Hände des Königs zu liefern, seit ihrer Flucht nach den Niederlanden sei dies auch ein Ding der Unmöglichkeit. Dem Vertrage sei er nachgekommen, indem er den Herzog von Orleans ersucht habe, Margarethe nach Frankreich zu schicken, wie sich das aus den Akten beweisen lasse. Als Souverän sei es ihm unmöglich, vor einem französischen Gerichtshofe zu erscheinen. „Als Herzog von Bar," erwiderte Richelieu barsch, „ist er ein Vasall Seiner Majestät. Ich fürchte, daß er sich eine schlimme

Geschichte einfädelt, wenn er die Jurisdiction der Pairs von Frankreich nicht anerkennen will."

Franz ging bis zum äußersten, um dem Könige willfährig zu sein. Er bat den päpstlichen Nuntius in Frankreich, Cardinal Bichi, an jenen in den Niederlanden zu schreiben, damit derselbe doch all seinen Einfluß aufbiete, um Gaston von Orleans zu bestimmen, seine Gemahlin nach Frankreich zu senden.

Zu Anfang des Jahres 1634 wurde in der That das Parlament beauftragt, den merkwürdigen Prozeß einzuleiten „wegen Entführung, begangen an der Person des Herzogs von Orleans, und wegen Clandestinität seiner Ehe". Es mußte Richelieu wohl selbst als eine Ungeheuerlichkeit erscheinen, die Heirat einer fünfzehnjährigen Prinzessin mit dem längst großjährigen und bereits verwittweten Herzoge von Orleans, der zudem noch im Augenblicke seiner Verheiratung zu Nancy von seinen Räten und seinem ganzem Gefolge umgeben war, für das an demselben begangene Verbrechen der Entführung zu erklären. Außerdem war ihm auch nicht unbekannt, daß die zuerst allerdings von wenigen Zeugen geschlossene Ehe in Brüssel abermals feierlich und öffentlich eingesegnet worden war. Darum begnügte er sich denn auch mit einer einfachen Ungültigkeitserklärung, welche der König im Parlamente einregistrieren ließ.

Karl aber hatte aus all dem auf's neue ersehen, bis zu welchem Grade Frankreichs Feindseligkeit gegen

ihn ging. Ohne Hoffnung, sich selbst verteidigen zu können oder seinen mächtigen Gegner milder und versöhnlicher zu stimmen, faßte er abermals den Entschluß, zu Gunsten seines Bruders der Herrschaft zu entsagen. Der Akt wurde vollzogen am 19. Januar 1634. Keinem Zweifel unterliegt es wohl, daß Fouriers Rat hier sehr bestimmend gewirkt hatte. Am Morgen desselben Tages hatte der Herzog sich mit ihm zurückgezogen, sieben Stunden lang verweilten sie allein in geheimer Unterredung, und am Abende desselben Tages überbrachte ein Eilbote die Abdankungsurkunde zur Einregistrierung an den Gerichtshof von St. Mihiel. Seine Unterthanen entband Karl des Eides der Treue gegen ihn und befahl ihnen, von nun an seinen Bruder als ihren natürlichen und rechtmäßigen Herrscher anzuerkennen. Wenige Tage nachher begab er sich nach Besançon in Begleitung vieler Herren vom lothringischen Adel und dreizehn Schwadronen Cavallerie, welche seine Garde bildeten. Kein Edelmann, kein Soldat hatte ihn verlassen wollen, wiewohl er es ihnen vollkommen anheimgestellt hatte.

Siebzehntes Kapitel.

Die Ereignisse unter dem Herzoge Franz bis zu seiner Flucht.

Ohne Verzug sandte Franz den Herrn von Contrisson an den König, um demselben die Abdankung seines Bruders und die Übernahme der Herrschaft seinerseits anzuzeigen. „Sire," so lautete das Schreiben, „leider sehe ich mich genötigt, Euere Majestät von dem Entschlusse meines Bruders in Kenntniß zu setzen: infolge des gegen ihn vom Parlamente von Paris beabsichtigten Prozesses hat er es vorgezogen, sein Land zu verlassen. Euere Majestät dies mitzuteilen, sende ich den Herrn von Contrisson, sowie um Höchstderselben die Versicherung zu geben, daß ich als nunmehr regierender Herzog künftig nichts sehnlicher verlange, als Euerer Majestät ergebenster Diener zu sein und allerorts Höchstderselben die ihr gebührende Ehrfurcht an den Tag zu legen."

Zugleich schrieb er an den Cardinal Richelieu: „Empört über den beim Parlamente von Paris gegen

ihn angestrengten Prozeß, der ihn nur zu klar erkennen ließ, daß es für ihn in seinem eigenen Lande keine Sicherheit mehr gebe, hat mein Bruder es vorgezogen, dasselbe zu verlassen. Zugleich teile ich Euerer Eminenz mit, daß er auf's neue zu meinen Gunsten auf seine Staaten verzichtet hat, und bitte vertrauensvoll um Euerer Eminenz geneigtes Wohlwollen."

Allein Richelieu's Wohlwollen für den neuen Herzog war nicht größer als jenes, das er für Karl gehegt hatte. Lothringen sollte Frankreich einverleibt werden, das war sein Ziel, und die Lage der Nachbarstaaten war eine solche, daß er es nicht mehr für nötig hielt, dies Ziel unter allerhand Scheingründen zu verbergen. Die Antwort, welche er dem Abgesandten des Herzogs gab, war nicht geeignet, in letzterem große Hoffnungen zu erregen; sie ließ ihn nur zu deutlich das Gefährliche seiner Stellung erkennen. Der Cardinal hatte nur Vorwürfe und Drohungen für Franz. Auch diesen machte er wiederum zum Mitschuldigen an der Heirat Gastons. Er habe ein nicht geringeres Teil daran, als sein Bruder Karl. Er habe Dispens von den Proclamationen erteilt, er habe mit Umgehung des zuständigen Pfarrers einen Mönch zur Trauung ermächtigt. Daß Franz in seinem Schreiben mit keiner Silbe der unlängst noch so sehr gewünschten Heirat mit der Nichte des Cardinals Erwähnung that, mochte wohl auch nicht geeignet sein, letzteren milder zu stimmen, wohl aber neuen Grund zum Argwohn gegen

den Herzog bieten. „Bis jetzt,“ sprach er in der Abschiedsaudienz zu Herrn von Contrisson, „habe ich mich als Diener des Cardinals von Lothringen betrachtet, aber da er dem Beispiele seines Bruders folgen will, sehe ich mich genötigt, mich als seinen Feind zu erklären.“

Daß diese Drohung ernst gemeint war, mochte Contrisson aus einer anderen Bemerkung ersehen. Der Minister teilte ihm unverhohlen mit, daß der König die entschiedene Absicht hege, das Herzogtum Bar mit der französischen Krone zu vereinigen wegen des Treubruches des Herzogs von Lothringen, und daß das Ganze Gefahr laufe, dem Teile zu folgen. „Das salische Gesetz,“ führte er aus, „hat weder Geltung in Lothringen, noch in Bar. Das angebliche Testament des Herzog René ist kein authentisches Aktenstück; und selbst wenn es echt wäre, so ist man noch keineswegs klar darüber, ob er solche Bestimmungen habe treffen können. Der Herzog Karl hatte die beiden Herzogtümer nur kraft seiner Heirat mit seiner Nichte. Die Prinzessin Claude ist rechtmäßige Erbin, wenn ihre Schwester ohne Nachkommen stirbt. Der Herr Cardinal hat es etwas zu eilig, sich einen Titel beizulegen, den man ihm aus mehr als einem Grunde streitig machen kann.“

Das ließ keinen Zweifel mehr über Richelieu's Gesinnung. Frankreich wollte sich zum Beschützer Claude's aufwerfen, ihre Rechte auf die Erbfolge zu seinen Gunsten wahren. Vor allem galt es jetzt, sich der

beiden Fürstinnen zu bemächtigen, und die Gelegenheit dazu schien sich ganz von selbst zu bieten. Die Herzogin Nicole hatte dem Könige den Wunsch zu erkennen gegeben, sich mit ihrer Schwester unter seinen Schutz zu stellen, da sie, mit Recht oder Unrecht, fürchtete, ihr Gemahl möchte sie mit sich führen oder zwingen, sich nach der Festung Lamothe zurückzuziehen. Der Befehlshaber von Nancy hatte schon die Weisung erhalten, die beiden Damen mit größter Ehrerbietung zu empfangen und nach Paris zu geleiten. Richelieu erwartete täglich ihre Ankunft. Allein in Mirecourt waren andere Pläne gefaßt worden.

Noch vor seiner Abreise hatte Karl Fourier gegenüber den Wunsch geäußert, daß sein Bruder die Prinzessin Claude heirate. Franz hatte diese Heirat ebenfalls als das einzige Mittel erkannt, um Lothringen der alten Dynastie zu erhalten, da es wohl keinem Zweifel unterlag, daß Richelieu, einmal im Besitze Claude's, ihre Hand einem französischen Prinzen geben werde. Die Prinzessin selbst gab gern ihre Zustimmung zu einer Heirat mit ihrem Vetter, nicht nur weil sie die Notwendigkeit derselben einsah, sondern auch, weil sie schon seit längerer Zeit eine aufrichtige Herzensneigung für ihn empfand. Richelieu hatte unterdeß aus dem langen Zögern der fürstlichen Schwestern, den verschiedenen Vorwänden, mit denen sie den Aufschub ihrer Reise nach Paris entschuldigten, Verdacht geschöpft. In seiner Ungeduld beschloß er, zur Ge-

walt zu schreiten. Der Marschall de la Force erhielt Befehl, nach Mirecourt zu marschieren. Zögernd und ungern leistete er Folge. Aber in Mirecourt konnte man sich keinen Täuschungen mehr hingeben. Rasches Handeln war geboten, sollte Claude nicht in wenigen Tagen eine Gefangene sein. Die wenigen ergebenen Soldaten, über die Franz verfügte, konnten die Stadt nicht gegen eine ganze Armee verteidigen. Fourier, von Franz zu Rate gezogen, drang auf sofortige Abreise, und von Nicole und Claude begleitet, begab sich der Herzog unverzüglich nach Luneville. Auch dahin folgte ihm de la Force, und die Umstände duldeten kein Zögern mehr. Die Heirat mußte sofort stattfinden, das war das einzige Mittel, den Plan des Cardinals zu vereiteln. Allein die nahe Verwandtschaft Franz's und Claude's bot ein großes Hinderniß. Es bedurfte einer Dispens von Rom, und die Zeit erlaubte nicht, dieselbe abzuwarten, die französischen Vorposten zeigten sich schon vor der Stadt. Doch Fourier hatte das alles vorausgesehen und seine Maßregeln getroffen. Am 15. Februar überbrachte ein Eilbote von Mattaincourt dem Prior P. Maret in Luneville ein Schreiben mit der Aufschrift, dasselbe sofort dem Adressaten zu übergeben. Fourier, als General des Ordens, schrieb dem Prior sein Verhalten in der ihn erwartenden Angelegenheit vor. Noch abends um zehn Uhr ließ Franz denselben sowie den Subprior zu sich entbieten und legte ihnen die Frage vor, ob er unter den gegenwärtigen

dringenden Umständen, bei der Unmöglichkeit, sich vorher an den Papst zu wenden, seine Nichte heiraten könne, ohne die Dispensen von Rom abzuwarten? P. Marets erbat sich eine Bedenkzeit. Nach zwei Stunden kehrte er zurück. Seine Entscheidung lautete:

„Der Cardinal, als Bischof von Toul, könne sich selbst von den Proclamationen dispensieren oder einem anderen die Vollmacht zu dispensieren übertragen. Was die Dispens von dem Hinderniß der Verwandtschaft im zweiten Grade anbelange, so sei sie allerdings ausdrücklich dem Papste vorbehalten, doch hätten die Bischöfe zuweilen in Fällen der unbedingtesten, äußersten Notwendigkeit selbst dispensiert." „Nun, ich befinde mich ganz bestimmt in einem solchen Falle," rief der Cardinal aus. „Nie war es wohl dringender geboten, ohne Säumen zur Trauung zu schreiten, als jetzt in meinem Falle, wo nicht nur die Ruhe einer fürstlichen Familie, sondern auch die Rettung eines ganzen Landes dadurch bedingt ist." Demnach erteilte er sich selbst sofort die Dispens, und wenige Stunden später fand die Trauung in einem abgelegenen Zimmer des Palastes statt. P. Marets nahm die Einsegnung vor in Gegenwart des Subpriors, der Herzogin Nicole, einiger Hofdamen und eines Edelmannes. Am folgenden Tage sandte Franz unverzüglich einen Eilboten nach Rom, um vom heiligen Stuhle die Billigung des Geschehenen und die Dispens nachträglich zu erbitten. Bald darauf folgte demselben der Baron von

Hennequin, der dem Papste den Cardinalshut des nunmehrigen Herzogs zurückgab. Die Dispens wurde ohne Schwierigkeit erteilt. Zugleich erschien ein anderer Abgesandter des Herzogs in Paris, um Ludwig XIII. die Heirat seines Herrn zu notificieren. Fouriers Klugheit und Entschiedenheit hatte Lothringen es zu verdanken, daß ihm sein angestammtes Herrscherhaus und seine Selbständigkeit einstweilen noch erhalten blieb.

De la Force war ebenfalls von der Heirat in Kenntniß gesetzt worden. Ihm bangte vor dem Zorne Richelieu's, der ihn sicher für das Geschehene verantwortlich machen und die Schuld der lässigen Ausführung seiner Befehle und seiner geringen Wachsamkeit zuschreiben werde. Indeß gab er sich noch der Hoffnung hin, daß wegen Mangels der notwendigen päpstlichen Dispensen die in der Stille der Nacht stattgehabte Ceremonie nur den Charakter einer Verlobung haben könne, oder daß die Ehe wenigstens noch nicht vollzogen sei. Somit forderte er den Herzog auf, sich mit den beiden Prinzessinnen ungesäumt nach Nancy zu begeben, woselbst sie die weiteren Befehle des Königs erwarten sollten.

Franz gehorchte, und kam mit seiner Gemahlin bis St. Nikolas, woselbst er die Nacht verbleiben wollte. In derselben Nacht erschien eine starke Abteilung französischer Truppen und umstellte und besetzte das Hotel, in welchem die herzogliche Familie abgestiegen war. Die Vollziehung der Ehe wenigstens

sollte um jeden Preis verhindert werden, um sie später um so leichter als null und nichtig erklären zu können.

Claude hatte sich anfangs nicht zur Beiwohnung verstehen wollen, bis die Dispensen von Rom eingetroffen seien. Kaum hatte sie aber in ihrem eigenen Zimmer die Augen geschlossen, als eine ihrer Kammerfrauen sie eiligst von der Gefahr benachrichtigte; die Soldaten waren teilweise schon auf den Gängen des Hauses und besetzten bereits die Thüren mit Wachen. Ohne Zögern eilte Claude nun in das Zimmer ihres Gemahls; es war die höchste Zeit, einen Augenblick später und alle Ausgänge waren versperrt. Der Marschall hatte sich bei der raschen Ausführung seiner Maßregeln den sichersten Erfolg versprochen. Aber der Offizier, der am folgenden Morgen in dem Zimmer des Herzogs erschien, um ihn zu verhaften, sah, daß alle ihre Wachsamkeit umsonst gewesen war.

Unter sicherer Bedeckung wurden die Gefangenen nach Nancy gebracht, und Brassac erbat sich von Paris Verhaltungsmaßregeln. Wiewohl scharf bewacht, hatte man ihnen doch gestattet, sich zu sehen und zu sprechen; das gab ihnen Hoffnung zur Flucht, umsomehr als die Unentschlossenheit Richelieu's ihnen die notwendige Zeit ließ, um alles zu derselben vorzubereiten.

Die Nachricht von der Heirat hatte den vollen Zorn Richelieu's wach gerufen. Sein ganzer Plan war durchkreuzt worden, Franz und Claude vereinigten in sich alle die Rechte, welche schon eine so große

Bedeutung der Verbindung Karls mit Nicole gegeben hatten. Ihre Kinder wurden die rechtmäßigen Erben der Krone Lothringens. Die Verlegenheit war nicht gering. Sein erster Gedanke war, den Herzog nebst Claude nach Paris bringen zu lassen. Doch hielt ihn die Besorgniß vor dem schlimmen Eindruck zurück, den ein solch gewaltthätiges Verfahren gegen einen so hochgestellten Kirchenfürsten in Rom hervorrufen würde. Er war noch nicht von der Thatsache unterrichtet, daß Franz der Cardinalswürde entsagt und den Purpur dem Papste zurückgesandt hatte.

Nicht weniger erbittert war Richelieu gegen P. Marets, den man ihm als denjenigen bezeichnet hatte, der die größte Schuld an dem Geschehenen trage, noch mehr aber gegen Fourier selbst, da er sich sagen mußte, daß der Prior ohne den Auftrag seines Generals es nicht gewagt haben würde, in einer so wichtigen Angelegenheit zu entscheiden. Außerdem hatte Fourier, von der Gefahr, die dem Prior drohte, benachrichtigt, die schriftliche Erklärung abgegeben: „Ich habe dem P. Marets keinen Vorwurf zu machen." Was jenes am 15. Februar abgesandte Schreiben betraf, so war dasselbe spurlos verschwunden und sollte nicht mehr gefunden werden. Allein auch hier zögerte der mächtige Minister, Gewalt gegen einen Mann zu brauchen, der die Verehrung eines ganzen Volkes in so hohem Maße genoß. So konnte er im Augenblicke nach keiner Seite hin zu einem Entschlusse kommen; die in Nancy er-

warteten Befehle blieben aus, Brassac war nicht weniger unentschlossen als der Minister, und die fürstlichen Gefangenen erfreuten sich einstweilen des Vorteiles einer wenig strengen Bewachung. Sie wußten ihn wohl zu benützen. Es konnte nicht mehr zweifelhaft sein, daß man die Trennung der Gatten beabsichtige; aus den Berichten, die der lothringische Gesandte von Lenoncourt in Paris schriftlich und mündlich über die Gesinnungen der französischen Machthaber erstattete, mußte Franz die Überzeugung gewinnen, daß die Eroberung Lothringens eine beschlossene Sache sei, und daß er selbst trotz allen Zögerns und Zauderns schließlich doch als Gefangener nach der französischen Hauptstadt gebracht werden solle, ebenso wie seine Gemahlin und die Herzogin Nicole. Wohl hatte er einen Augenblick gehofft, die Freiheit wieder zu erlangen, indem er dem Verlangen Richelieu's willfahrend, dem Commandanten von Lamothe den Befehl erteilte, die Festung den Franzosen zu übergeben. Diese sowie Bitsch, wollte der Minister in seiner Gewalt haben. Der Commandant von Lamothe weigerte sich aber entschieden, dem Befehle des Herzogs Folge zu leisten; ihm sei die Abdankung Karls unbekannt und diesem allein habe er als seinem rechtmäßigen Herrn zu gehorchen. So wurde beschlossen, die Festung mit Sturm zu nehmen.

Mittlerweile war Hennequin von Rom mit den Dispensen des Papstes zurückgekommen. Die Verzicht-

leistung des Herzogs auf den Purpur war angenommen worden, er war nicht mehr Cardinal. So brauchte Richelieu nicht mehr zu fürchten, den Papst durch Gewaltmaßregeln gegen einen Kirchenfürsten zu verletzen. Brassac erhielt den Befehl, Franz und seine Gemahlin nach Paris zu bringen. Am 2. April kam diese Instruction nach Nancy, aber bereits am 1. desselben Monates war es den Bedrohten gelungen, zu entfliehen.

Der Marquis von Beauveau, später Erzieher der herzoglichen Kinder, erzählt in seinen Memoiren die Einzelheiten dieser Flucht, wie er sie zu verschiedenen Malen von dem Herzoge und seiner Gemahlin selbst vernommen hatte.

Franz hatte alles auf den 1. April vorbereitet. Die Sitte „in den April zu schicken" war bei den Lothringern sehr beliebt. Da sie den Franzosen noch sehr wenig bekannt war, so nahmen sie voll Mißtrauen alles auf, was ihnen an diesem Tage gesagt wurde, um nicht zum besten gehalten zu werden. Sie wollten darum auch nicht an die verschiedenen Gerüchte glauben, die man ihnen von der Flucht ihrer fürstlichen Gefangenen hinterbracht, in der festen Meinung, sie seien nur erfunden, um sie umsonst zu einer Verfolgung zu bewegen. In der vorhergehenden Nacht hatte die Herzogin, als Page verkleidet, das Palais verlassen, vor Beaulieu, einem Hofherrn, eine Fackel hertragend. Um den Wachen noch mehr jeden Verdacht

zu benehmen, gab sich dieser den Anschein, als sei er heftig über den Pagen aufgebracht und drohte ihm mit Fußtritten, wenn er ihm nicht besser leuchte. Sie begab sich nach der Wohnung Bornets, des ersten Kammerherrn ihres Gemahls, wohin derselbe als Lastträger verkleidet ihr schon vorausgegangen war. Als bei Tagesanbruch die Thore geöffnet wurden, verließen beide unter dem groben Kleide gewöhnlicher Landleute, mit einem Tragkorbe voll Dünger auf dem Rücken, ohne irgend welche Begleitung die Stadt. In dieser Weise hatten sie eine halbe Stunde zu gehen, ehe sie den Ort erreichten, wo Beaulieu mit Pferden ihrer harrte. Es war für die Herzogin, die noch nie so weit zu Fuß gegangen war, in diesem Aufzuge ein höchst mühseliger Weg, besonders da der Boden so steinig und uneben war. Als sie das Thor passierten, waren sie von einer Bäuerin, die nach der Stadt kam, erkannt worden; in ihrer Geschwätzigkeit konnte sie sich nicht enthalten, es einem Soldaten ihrer Bekanntschaft zu sagen, dieser meldete es weiter einem Offizier; letzterer aber lachte darüber, in der Meinung, dies sei der Aprilscherz, den die Bäuerin habe machen wollen. Doch war er nicht frei von einer gewissen Unruhe, und so meldete er es einige Stunden später dem Befehlshaber Brassac. Dieser, von Natur argwöhnisch und ängstlich, ließ sofort dem Offizier der Wache im Palais den Befehl senden, sich Klarheit zu verschaffen. Sofort klopfte derselbe an der Thüre des Herzogs, um

zu erfahren, ob er und seine Gemahlin bereits aufgestanden seien. Ein Kammerdiener, der in's Geheimniß eingeweiht war, machte ihm ein Zeichen, stille zu sein, um sie nicht zu wecken. Der Offizier, der sie stets mit Ehrerbietung und Achtung behandelt hatte, begnügte sich damit, obwohl er nicht frei von Zweifel war. Mittlerweile jedoch erschien Brassac, dessen Unruhe zugenommen hatte, selbst, und zwang den Kammerdiener, zu öffnen; eigenhändig zog er die Vorhänge des Bettes zurück, fand es aber leer. Außer sich vor Zorn schickte er Bornet und die Domestiken des Herzogs in's Gefängniß, und drohte ihnen mit der Folter, wenn sie nicht das Versteck ihres Herrn entdeckten. Aber sie konnten mit dem besten Willen nichts darüber sagen, da der Herzog ihnen absichtlich seinen Aufenthaltsort verschwiegen hatte, damit sie schwören könnten, sie wüßten nichts davon. Nach allen Richtungen hin ließ man ihn nun verfolgen, aber es war zu spät; glücklich gelangten die Flüchtlinge nach Besançon, woselbst Karl sich noch befand. Da er aber bald nachher sich wieder nach Deutschland begab, um gegen die Schweden zu kämpfen, suchten sie eine Zuflucht in Mailand, später bei ihrer Tante, der Großherzogin von Toskana.

Richelieu erhielt erst Kunde von dieser Flucht, als Franz und seine Gemahlin außer dem Bereiche seiner Macht waren. Fourier und P. Marets sollten nun wenigstens seinen Grimm fühlen, und Brassac erhielt den Befehl, beide zu verhaften.

Fourier befand sich in Belchamp bei P. Marets. Dorthin war eine Abteilung Franzosen ihm gefolgt. Eines Tages arbeitete er mit P. Marets allein in dessen Zelle; da trat ein Offizier ein und erklärte den Prior als seinen Gefangenen, Fourier beachtete er weiter nicht, da er ihn nicht persönlich kannte, und auch sonst nichts in dem einfachen, schlichten Manne den gesuchten General des Ordens vermuten ließ. „Während dessen," erzählt Fourier in einem seiner Briefe, „hörte ich, wie die Soldaten davon sprachen, daß sie auch den Befehl hätten, nach Mirecourt zu marschieren, um dort einen Pater General zu verhaften." Sie selbst hatten ihn durch eine Fügung der göttlichen Vorsehung gewarnt, er wußte nun, um was es sich handelte. Darum blieb er verborgen im Kloster von Belchamp, und das Geheimniß seines Aufenthaltes wurde so wohl gehütet, daß alle Nachforschungen Richelieu's vergeblich waren. P. Marets wurde bald in Freiheit gesetzt, da der Cardinal ihn nur als ein Werkzeug betrachtete, das im Auftrage seines Obern gehandelt hatte. Nicht so war es mit Fourier; er sollte noch den Groll des mächtigen Ministers empfinden.

Achtzehntes Kapitel.

Lothringen setzt den Kampf für seine Selbständigkeit fort. — Verwüstung durch die Pest.

Lothringens angestammte Herrscher weilten als Flüchtlinge in fremdem Lande. Karls Gemahlin, Nicole, fast von aller Welt verlassen, folgte der Einladung des französischen Königs, an seinen Hof nach Fontainebleau zu kommen. Wiewohl mit allen Ehren empfangen und behandelt, empfand sie doch nur zu bitter ihr eigenes Los und das Schicksal ihres unglücklichen Landes. Besonders lebhaft wurde sie daran erinnert, als sie auf den Tapeten in einem der ihr angewiesenen Gemächer die Fabel von dem eisernen und irdenen Topfe eingewirkt erblickte. In Thränen ausbrechend bat sie, dieselben zu entfernen, weil sie nur zu sehr darin das Schicksal ihres Hauses und Landes erblicken müsse.

Glaubte jetzt König Ludwig, Lothringen als unbestrittene Beute betrachten zu können, so belehrte ihn indeß die nächste Zukunft schon, daß ein Volk noch

unter dem zertretenden Fuße des Eroberers ein gefährlicher Gegner sein kann. Schaarenweise sammelten sich Freiwillige um ihren flüchtigen Herzog Karl, dessen abenteuerlicher und kriegerischer Sinn, verbunden mit dem Verlangen, an Richelieu Rache zu nehmen, ihn nicht ruhen ließ, solange noch ein Schimmer von Hoffnung leuchtete, und sollte er nicht siegen, so wollte er wenigstens dem verhaßten Feinde nach Möglichkeit schaden. Noch waren zudem nicht alle festen Plätze des Herzogtums in den Händen der Franzosen. Die Besatzungen von Lamothe und St. Mihiel leisteten den verzweifeltsten, den heldenmütigsten Widerstand. Berühmt ist die Verteidigung der Festung Lamothe unter ihrem Commandanten Grafen Choiseul d'Ische, und, als dieser den Heldentod gestorben, unter seinem Nachfolger Germainvillers. Erst als die schrecklichste Hungersnot unter Soldaten und Bürgern zu wüten begann, erst als die sämmtliche Munition erschöpft war, verstand man sich zur Capitulation. Wäre Herzog Karl ein ebenso tüchtiger Feldherr und Staatsmann gewesen, als er ein tapferer Soldat war, es hätte ihm bei der Treue und Hingabe seines Volkes nicht so schwer fallen können, wieder in den Besitz seiner Staaten zu gelangen. Aber während seine Getreuen in der Festung Lamothe sich freudig für ihn opferten und den Heldentod starben, während es in seiner Macht lag, durch rasches, entschiedenes Handeln den so notwendigen Entsatz zu bringen, ließ er sich

ganz und gar von seiner Leidenschaft zu der schönen Beatrix von Cusance beherrschen. Alles bot er auf, um sie zu seiner Gemahlin zu machen und seine Ehe mit Nicole als ungültig erklären zu lassen. Einstweilen jedoch vereitelte die Mutter der Dame seine Wünsche, indem sie ihre Tochter mit dem Fürsten von Cantecroix vermählte, um den ungestümen Bewerbungen Karls ein Ende zu machen. Nach dem einige Jahre später erfolgten Tode des Fürsten kam nichtsdestoweniger diese unerlaubte Verbindung zu Stande, da ein Jesuit Namens Cheminot sich bereit gefunden hatte, die Ungültigkeit der Ehe Karls mit Nicole aus Mangel an gegenseitiger Einwilligung auszusprechen; auch einige andere Ordensgeistliche, sowie Karls Kanzler de Moleur waren dieser Erklärung beigetreten. Aber am meisten war dem Herzog an der Zustimmung Fouriers gelegen, sie hätte ihm jene der ganzen übrigen Welt aufgewogen. Er versuchte auch, ihn für sich zu gewinnen. Zwei Ordensleute begaben sich zu ihm, um ihn im Namen des Herzogs inständigst zu bitten, die Ehe mit Nicole für ungültig zu erklären. „Aber," entgegnete Fourier, „nur Rom kann über die Ungültigkeit einer Ehe entscheiden." Die Boten sprachen von dem Unglück des Fürsten und wiesen ihn auf die Unmöglichkeit hin, daß er jetzt, rings von feindlichen Truppen umgeben, sich nach Rom wenden könne. Schweigend hörte Fourier sie an und die Augen zum Himmel erhebend, sprach er in traurigem und mitleids-

vollem Tone: „Armer Herzog!“ In dem Glauben, daß er gewonnen sei, legte man ihm eine der Cheminot'schen ähnliche Erklärung zur Unterschrift vor. Unwillig schob er das Aktenstück von sich, fest und entschiedend beteuernd, daß man nie auf seine Unterschrift werden zählen dürfen.

Tief bekümmert war der Greis über den unseligen Schritt seines Fürsten, dem er so von ganzem Herzen ergeben war. War es ihm, wie schon erzählt, früher gelungen, ihn vor einer solchen Unbesonnenheit zu bewahren, so wollte er auch jetzt wenigstens den Versuch machen, ihn zu seiner Pflicht zurückzubringen, seine Verbindung mit Beatrix zu verhüten. Karl befand sich in Besançon, Fourier in Graz, wohin er sich, wie wir später sehen werden, geflüchtet hatte. Seines leidenden Zustandes, seines Alters nicht achtend, unternahm er, von einem Diener begleitet, die beschwerliche Reise nach dem Aufenthaltsorte des Herzogs. Er kam zu spät. Da auch von anderer Seite schon Stimmen gegen des Jesuiten Cheminot und Genossen Nichtigkeitserklärung der Ehe mit Nicole laut geworden, hatte Beatrix alles aufgeboten, ihren herzoglichen Liebhaber zu dem entscheidenden Schritte zu drängen. Ein Geistlicher von der Kirche zum heiligen Petrus in Besançon vollzog die kirchliche Einsegnung. Wohl von der Leidenschaft verblendet, war Karl im Grunde doch eine zu ehrliche Natur, um sich nicht die Größe seiner Thorheit und seines Vergehens einzugestehen, als er den

ehrwürdigen Greis vor sich sah. Fourier hielt ihm mit gewohntem Freimut das Unerlaubte seiner Verbindung mit Beatrix vor, welche Gottes Gebot verbiete; er verfehlte nicht, ihn darauf aufmerksam zu machen, daß Rom sie nicht billigen, daß die Mit- und Nachwelt sie auf's schärfste verurteilen werde. Er sprach ohne Bitterkeit, aber voll tiefster Bewegung, mit feuchten Augen; doch umsonst. Wie große Verehrung Karl auch sonst für den väterlichen und heiligen Freund an den Tag legte, in diesem Punkte trug die Leidenschaft den Sieg davon. Fourier mußte traurig und unverrichteter Dinge zurückkehren.

Einige Monate später erschien Beatrix selbst bei ihm, in der Hoffnung, ihn zu anderer Ansicht zu bewegen. Sie war immer noch von einer geheimen Unruhe beseelt, sein Einfluß auf den Herzog könne diesen wieder zur Vernunft bringen. Fourier weigerte sich, der Einladung der schönen, stolzen Frau zu einer Unterredung mit ihr in dem Hotel, wo sie abgestiegen war, Folge zu leisten; er ließ ihr sagen, er kenne sie nicht. Demütigte sie diese Antwort des armen, von Almosen lebenden Ordensmannes auch tief, so entschloß sie sich doch, ihn selbst in seiner Wohnung aufzusuchen. Es war vergebliche Mühe. Sie wurde zwar höflich, aber mit Kälte von ihm behandelt, es kam Fourier nicht im entferntesten der Gedanke, ihr eine Ehrerbietung zu bezeigen, die nur der rechtmäßigen Gemahlin seines Fürsten gebührte.

Was Fourier dem Herzoge vorausgesagt, traf ein. Seine Anhänger fühlten sich auf's tiefste verletzt durch seine neueste Thorheit, wenn auch Beatrix in seiner militärischen Umgebung, wo man milder solche Vorkommnisse beurteilte, sich rasch die Herzen aller gewann. Nur wenige Jahre aber trank sie aus dem Kelche verbotenen Glückes. Papst Innocenz X. erklärte ihre Verbindung für unerlaubt, null und nichtig. In Mattaincourt, das ihr Karl zum Aufenthalte angewiesen, am Orte, wo die Asche des seligen Fourier ruhte, sollte sie einsam und verlassen ihre Verirrungen beweinen und ihre Tage beschließen. Der Kummer zerstörte vor der Zeit ihre Lebenskraft. Nicht besser erging es jenen feigen Seelen, welche sich zu willfährigen Werkzeugen fürstlicher Leidenschaft hergegeben hatten. Cheminot wurde in Rom zur Strafe in ein Kloster auf Lebenszeit eingesperrt, de Moleur schleppte seine Jahre im Elend und in der verdienten Verachtung dahin.

Wir sind den Ereignissen in Fouriers Leben um einige Jahre vorausgeeilt. Kehren wir zurück.

Immer düsterer gestaltete sich die Lage im unglücklichen Lothringen. Die Freischaaren des vertriebenen Herzogs wurden bald, weil es ihnen an der rechten und vor allem an der einheitlichen Führung fehlte, der Schrecken des Landes. Unter dem Namen „Cravaten" (von dem Worte „Kroaten") zogen sie plündernd und sengend umher, weder Freund noch Feind schonend. Selbst unter den Mauern der Haupt-

stadt gab es keine Sicherheit vor ihnen. Der glänzende Sieg der kaiserlichen Heere unter Karls Führung über die Schweden bei Nördlingen 1635 brachte keine Erleichterung der Zustände. Man hatte nicht verstanden, den Sieg zu benutzen, man gestattete dem Feinde Zeit, sich zu erholen. Richelieu konnte ungehindert seine Franzosen den Schwedenhorden zu Hülfe senden. Lothringen wurde der Schauplatz der schrecklichsten Gräuel und Leiden des Krieges. Franzosen und Schweden suchten sich einander an Grausamkeit und Wildheit zu überbieten. Die Plünderung von St. Nicolas bei Nancy bietet ein trauriges Beispiel. Schon seit frühester Zeit ein sehr besuchter Wallfahrtsort war es durch die besondere Fürsorge Herzogs Karl III. ein bedeutender und reicher Handelsort namentlich für Goldwaaren und Edelsteine geworden. Die Kirche zum heiligen Nicolaus ragte nicht blos durch ihre herrliche Bauart, sondern auch durch innere reiche Ausstattung hervor. Dieser Reichtum sollte dem Städtchen verhängnißvoll werden. Als treue Anhänger ihres vertriebenen Herzogs hatten sich die Einwohner Brassacs, des Gouverneurs von Nancy, Mißfallen zugezogen, besonders nachdem sie verschiedene Male Truppenabteilungen Karls bei sich aufgenommen und verpflegt hatten. Indeß sollen schon die Kaiserlichen unter Gallas, der, vor den Franzosen aus Lothringen zurückweichend, seine Soldaten wenigstens in etwa entschädigen wollte, die Plünderung begonnen haben. Ein

Einwohner von St. Nicolas, der nach Nancy geeilt war, um den Gouverneur um Hülfe zu bitten, erhielt von diesem zur Antwort, daß er keinen Befehl erhalten habe, seine Soldaten zum Schutze von Leuten zu verwenden, die sich selbst nicht schützten. Doch sandte Brassac noch am nämlichen Abend einige Mannschaften der Garnison dahin ab; an den Thoren des Städtchens stießen diese mit einzelnen Abteilungen einer anderen französischen Armee unter La Force zusammen. Letztere waren nun in einer ganz anderen Absicht gekommen; als Schweden verkleidet wollten sie im Dunkel der Nacht vollenden, was die Kaiserlichen begonnen hatten. Brassacs Soldaten ließen sich von ihnen verführen, und alle raubten und plünderten nach Herzenslust bis zum Morgen. Aber da erst erschienen die eigentlichen Schweden. Ihre Wut kannte keine Grenzen, als sie gewahrten, daß der beste Teil der Beute schon anderen anheimgefallen sei; sie wollten nun wenigstens ihre Mordlust sättigen, da sie ihre Raublust nicht befriedigen konnten. Unter entsetzlichen Flüchen schwuren sie, die Kirche zu zerstören, deren Schätze andere ihnen vorweggenommen hatten. St. Nicolas sollte alle Schrecken einer durch Sturm genommenen und der Plünderung einer rohen Soldateska preisgegebenen Stadt erfahren. Männer und Weiber, Greise und Kinder wurden in den Straßen niedergemetzelt; die Klöster mit Gewalt erbrochen und beraubt, die Ordensfrauen geschändet und nackt, an die

Schweife der Pferde gebunden, durch die Straßen geschleift, Feuerbrände wurden in die Häuser und in das Schiff der Kirche geworfen. Der starke Bau der letzteren trotzte dem verheerenden Elemente. Da schleppten die Schweden Massen von Reisigbündeln bis in das obere Holzwerk und zündeten sie zu gleicher Zeit an. Aber auch so erreichten sie nur zum Teil ihren Zweck; wohl bis zur Spitze entstellt und beschädigt blieben die Türme stehen, noch heute die Spuren der Verwüstung tragend. Wie St. Nicolas hatte keine Stadt in jener entsetzlichen Zeit gelitten, wenn auch sonst wohl keine einem ähnlichen Schicksale entgangen war.

Die Landbevölkerung hatte kein besseres Loos. Die noch undisciplinierteren Horden, welche den größeren Armeen folgten, waren die schlimmste Geißel. Das Elend der Bauern war derart, daß es keinem mehr möglich war, seinen Acker zu bestellen, und die Not erreichte einen solchen Grad, daß das gewöhnliche Volk sich nur mehr von Eicheln und Wurzeln nährte, von den ekelhaftesten Tieren, selbst von Aas. Was einst die römischen Soldaten bei der Zerstörung Jerusalems mit Entsetzen erfüllte, konnte man schaudernd jetzt wieder sehen. Mütter schlachteten und aßen ihre eigenen Kinder, sich gegenseitig das Fleisch derselben reichend mit den Worten: „Heute erhältst Du Dein Teil von dem meinigen, morgen esse ich von dem Deinigen.“ Der Reisende wagte nicht, die Augen zum Schlafe

neben seinem Reisegefährten zu schließen, weil er befürchten mußte, von ihm zur Stillung des Hungers ermordet zu werden. Dazu gesellten sich die Leiden und furchtbaren Verheerungen der Pest, die fast ohne Unterbrechung vom Jahre 1630 bis 1637 ihren schauerlichen Umzug hielt.

Keiner konnte das Unglück des so schwer heimgesuchten Landes tiefer fühlen, als der edle Fourier. Vor Richelieu's Grimm hatte er sich, wie wir sahen, nach Belchamp zurückgezogen. Aber Angesichts des allgemeinen Elendes, von dem auch seine Congregationen nicht verschont wurden, litt es ihn nicht länger in seiner Verborgenheit. Alle Bedenken beiseite setzend, nicht achtend auf die Bitten und Vorstellungen der Seinigen, die für seine Freiheit zitterten, kaum genesen von heftiger Krankheit, machte er sich auf, um noch einmal, und wie ihm ahnte, zum letzten Male, seine Kinder in den verschiedenen Häusern zu besuchen, sie zu trösten und zu ermutigen. Es war dies im Jahre 1635. Wie sehr er auch besorgt war, seine Anwesenheit an den verschiedenen Orten, wo er vorübergehend weilte, geheim zu halten, ganz und überall konnte es ihm nicht gelingen. Das Auge der Liebe und Verehrung, die er unter der Bevölkerung genoß, hatte ihn nur zu oft erkannt; mehr als einmal sollte diese Reise zu einem wahren Triumphzuge sich für ihn gestalten. So war er von Metz durch eine von französischen Truppen ganz besetzte Gegend glücklich

und unbehelligt über St. Pierremont nach Verdun gekommen. Hier wurde seine Demut auf eine harte Probe gestellt; sehr bald hatte sich das Gerücht von seiner Anwesenheit in der Stadt verbreitet, und kaum hatte er sich bei einem Ausgange auf der Straße gezeigt, als ihn alles jubelnd umringte. Man küßte voll Ehrfurcht seine Kleider, sein Brevier, suchte seine Hände mit den Lippen zu berühren. Mochte er sich dessen noch so sehr erwehren wollen, ja ernstlich böse darüber werden, es war umsonst. Nur mit Mühe gelang es ihm, so rasch als möglich nach dem Kloster zurückzukommen; und als er da seinen Mantel ablegte, bemerkte er zu seiner innigsten Betrübniß und größten Beschämung, daß derselbe ganz zerrissen und zerfetzt war, die Stücke waren als teuere Andenken in den Händen der Menge geblieben.

Da zu befürchten war, daß solche Ovationen auch seine Feinde auf ihn aufmerksam machen würden, begab er sich nach St. Mihiel, welches um diese Zeit noch nicht in der Gewalt der Franzosen war. Aber ein langer Aufenthalt war ihm dort nicht vergönnt. Eine Armee unter Ludwigs persönlichem Befehle rückte von St. Dizier im Dezember des nämlichen Jahres 1635 heran, um die kaum befestigte Stadt zu besetzen. Doch stieß der König auf einen Widerstand, den er nicht erwartet hatte. Mit nur tausend Mann verteidigte sie Lenoncourt und Salin vierzehn Tage lang mit beispielloser Tapferkeit. Erst dann und nachdem

jede Hoffnung auf Entsatz von Seiten des Herzogs Karl eitel geworden, ergaben sie sich. Aus niedriger Rache sandte Ludwig die übriggebliebenen Braven auf die französischen Galeeren, die beiden heldenmütigen Anführer nach der Bastille.

Fourier war während der Belagerung geblieben. Konnte er für seinen Fürsten und die Unabhängigkeit seines Vaterlandes nicht mit den Waffen kämpfen, so wollte er wenigstens durch geistlichen Trost und Beistand die letzten Stunden der Tapferen erleichtern. Nach der Capitulation war es aber nur zu gewiß, daß, wenn die Franzosen Kenntniß von seiner Anwesenheit erhielten, seiner dasselbe Loos warte, welches Lenoncourt und Salin getroffen hatte. Den inständigen Bitten der Seinen nachgebend, benützte er die bei dem Einzuge der feindlichen Truppen herrschende Verwirrung zur Flucht. Unbemerkt entkam er, da niemand in dem schlichten Bettelmönche auf dem von einem armseligen, hektischen Pferde gezogenen Korbwägelchen den so eifrig gesuchten Ordensgeneral Fourier vermutete. So gelangte er ungefährdet nach Mattaincourt, wo ihm wegen der Entfernung der französischen Truppen Sicherheit und Ruhe zu winken schien, umsomehr da Herzog Karl mit seinen Getreuen in der Nähe stand. Doch nur den folgenden Winter über war es ihm vergönnt, den durch die Pest und die Leiden des Krieges so schwer heimgesuchten Bewohnern seiner Pfarrei Trost und Hülfe zu spenden, soweit er

dazu mit seinen geringen Mitteln im Stande war. Da mußte auch Karl vor den heranrückenden Franzosen sich zurückziehen, und Fouriers Aufenthalt in Mattaincourt wurde gefahrbringend für ihn. Ohne Gnade und Barmherzigkeit verfolgte Richelieu die hervorragenden Anhänger des angestammten Herzogs; nur wenn sie dem Könige von Frankreich den Eid der Treue leisteten, retteten sie ihre Freiheit. Da Fourier sich dazu nie hätte verstehen können und es andererseits ebenso nutzlos und ungerechtfertigt erschien, seine Person einer solchen Gefahr auszusetzen, und somit die noch so wenig erstarkte Congregation der Chorherren seiner Leitung zu berauben, war es eine Forderung der Klugheit, sich vor allen Nachstellungen in Sicherheit zu bringen, so schwer und so schmerzlich es ihm auch fallen mochte, seine armen Pfarrkinder gerade in so betrübter Zeit zu verlassen.

Neunzehntes Kapitel.

Fouriers Aufenthalt in Gray.

Fouriers Absicht war es zuerst gewesen, sich auf Anraten des P. Marets nach Luxemburg zurückzuziehen, wohin P. le Mulier ihm schon vorausgegangen war. Aber die französischen Truppen hatten schon das ganze Land und alle Wege besetzt; wollte er nicht sicher ergriffen werden, so mußte er umkehren und sich nach einem anderen Zufluchtsorte umsehen. In Mirecourt fand er mehrere Schwestern von der Congregation Unserer Lieben Frau, die sich nach Gray in der Franche-Comté begeben wollten. Durch ihr inständiges Bitten ließ er sich bereden, sich ihnen anzuschließen. P. Terrel begleitete ihn. Ungefährdet gelangten die Flüchtigen nach zweitägiger Reise bis nach dem Schlosse des Marquis vom Bomponne in der Nähe von Vesoul. Hier beschloß Fourier trotz aller Vorstellungen seiner Begleitung einen Tag zu verweilen; und das war ihre Rettung. Man war auf die Reisenden aufmerksam geworden, und ein schwedischer Hauptmann hatte den Befehl

erhalten, sie mit seiner Compagnie zu verfolgen. In der Nähe des Schlosses lag er gerade diesen Tag, den Fourier zum Ruhetage bestimmte, im Hinterhalte. Da er keine Spur von ihnen entdeckte und zudem ein dichter Nebel über der ganzen Gegend lag, glaubte er, entweder die richtige Spur verfehlt zu haben oder daß die Reisenden auf einem anderen Wege entkommen sein müßten. Darum entschloß er sich kurz, die Verfolgung aufzugeben und zog ab. Wenige Stunden nachher konnte Fourier und seine Reisegesellschaft ungehindert denselben Ort passieren, an welchem die Schweden noch kurz vorher gelagert hatten. Ohne weiteres Abenteuer gelangten sie glücklich bis Dampiere in der Nähe von Gray. In dieser Stadt selbst aber wollte man sich nicht dazu verstehen, ihnen Aufnahme zu gewähren, weil sie aus dem pesterfüllten Lothringen kamen; man fürchtete zu sehr die Ansteckung. Notgedrungen mußten sie sich dazu verstehen, sich einer Quarantaine zu unterwerfen, die sie auf dem Schlosse des gastfreundlichen Herrn von Choiseul-Stainville verbrachten. Da öffneten sich ihnen die Thore der Stadt, und Magistrat sowohl wie die Bürgerschaft wetteiferten, dem auch von ihnen so hochverehrten Mann durch Ehrenbezeigungen aller Art gleichsam Abbitte dafür zu leisten, daß sie ihm notgedrungen im Interesse der Stadt solange eine gastliche Aufnahme hatten versagen müssen. Der Gouverneur selbst erschien in Person auf dem Schlosse des Herrn von Choiseul, um ihm

seine Ehrfurcht zu bezeigen, und eine prächtige Equipage harrte draußen, um ihn nach Gray zu bringen. Fourier war aber nicht zu bewegen, von derselben Gebrauch zu machen. Die Schwestern mußten auf seinen Befehl einsteigen, während er mit P. Terrel und einem jungen lothringischen Burschen, den er als Diener mitgenommen, bescheiden und demütig den Weg zu Fuß zurücklegte. Die ersten Wochen wohnten sie bei einem Herrn von Bonhours, bis man für die Schwestern ein geeignetes Haus fand, in welchem sie sofort eine Schule eröffneten. Schülerinnen erhielten sie in Menge. Fourier und Terrel fanden eine Wohnung nicht weit von ihnen bei einem Bürger. Schmerzlich und bitter waren für den Greis die Jahre der Verbannung. Sein Herz blutete ob den betrübenden Nachrichten, die von dem Elende seines lieben Heimatlandes einliefen. So mußte er hören, daß sein teueres Mattaincourt von einer Schwedenhorde überfallen und bis zum Ruin geplündert und verwüstet worden. Nicht erfreulicher waren jene von seinen Congregationen. Die meisten Häuser wurden von den undisciplinierten Banden heimgesucht und waren nun entweder verlassen oder von allem entblößt. Um nicht Hungers zu sterben, hatten viele die Stätte der stillen Zurückgezogenheit und des segensreichen Wirkens verlassen, und wenn es für sie noch ein Elternhaus gab, dort eine Zuflucht gesucht oder sich in die Fremde geflüchtet. Andere wanderten von Ort zu Ort, um ihre Dienste an-

zubieten, glücklich, ein Stückchen Brot zu finden. Dazu wütete die Pest schrecklich unter ihnen. In der Abtei Belchamp allein waren eilf Chorherren und sechs von dem Dienstpersonal gestorben. „Unter allen Briefen," schreibt Fourier, „die in dieser Zeit von Lothringen kamen, befand sich auch nicht einer, der nicht irgend eine schlimme Nachricht brachte, nichts, das uns zum Troste hätte gereichen können." Diese Not, die Unmöglichkeit, etwas für die Seinigen thun zu können, das that seinem Herzen weher als die eigene Armut und Dürftigkeit; diese hatte er ja stets nur insofern empfunden, als sie ihm nicht gestattete, fremdes Elend zu mildern. Dazu gesellten sich jetzt die zunehmenden Gebrechen des Alters. Wohl machten sich die Schwestern in Frankreich, die sich größtenteils in recht günstigen Verhältnissen befanden, eine liebe Pflicht daraus, ihrem geistlichen Vater zu Hülfe zu kommen. Allein die Wege zu ihm waren durch die umherstreifenden Diebes- und Räuberbanden so unsicher geworden, daß sehr häufig die Sendungen nicht an ihren Bestimmungsort gelangten, wie Fourier selbst in einem Briefe sich äußert: „Herzlichen Dank für eueren guten Willen; doch habe ich die abgesandten Gegenstände nicht erhalten. Dem Boten wurden nicht nur diese, sondern selbst seine eigenen Kleider genommen, so daß er fast nackt hier anlangte. Das Einzige, das er besaß, waren zehn Franken Schulden, die er notgedrungen unterwegs gemacht hatte."

Doch war Fourier weit entfernt davon, in seiner traurigen Lage nur zu klagen und die Hände müßig in den Schooß zu legen. Was er zu seinem Lebensunterhalte bedurfte, verschaffte er sich schon leicht durch eigene Arbeit; das war nicht viel. Eine dünne Suppe, ein Stück Brot, ein wenig Gemüse und Wasser, aus Nachgiebigkeit gegen die Seinigen mit einigen Tropfen Wein vermischt, das war seine ganze Mahlzeit, die er gegen Abend zu sich nahm. Selbst im Winter war sein Zimmer stets ohne Feuer. Waren seine Kleider abgenutzt, so setzte man die einzelnen Lappen wieder zusammen. Sein Gefährte in der Verbannung, P. Terrel, wie auch die Schwestern lebten nicht viel besser, wenn auch nicht in derselben Strenge, so doch mit der äußersten Sparsamkeit. Fourier selbst leitete als Hausgeistlicher ein Kloster in Gray, Terrel widmete seine geistliche Thätigkeit den mitgekommenen Schwestern und der Predigt. Zudem blieb Fourier in stetem Verkehr, soweit es durch die Zeitumstände ermöglicht war, mit all denen, deren geistlicher Vater und Führer er war. Seine Pfarrei, die Schwestern der Congregation, seine Ordensbrüder erfreuten sich seiner wärmsten Fürsorge. Von Gray aus lenkte und leitete er alles. Noch mußte er den Schmerz erleben, den ihm so teueren P. Marets, den er zu seinem Generalvicar ernannt hatte, in dieser Zeit durch den Tod zu verlieren. Wie sehr des Herzogs Karl unglückseliges Verhältniß zu Beatrix von Cusance seinen Kummer vermehrte, ist

bereits erwähnt worden. Wie er aber auch solche Verirrungen beklagte und mit welcher Entschiedenheit und Offenheit er sie seinem Fürsten gegenüber tadelte und auf's schärfste verurteilte, so hinderte ihn das doch keineswegs, demselben eine tiefe Liebe und treue Anhänglichkeit zu bewahren, wie auch Karl selbst stets von der größten Verehrung für den heiligen Greis erfüllt blieb. Bald nach seiner Ehe mit Beatrix war der Herzog auf dem Schlosse Beauvais nicht weit von Gray ernstlich erkrankt. Fourier wurde eilends gerufen und Karl konnte keinen liebevolleren Beistand in jeder Hinsicht finden als den seinigen. Indeß erholte er sich rasch wieder und bezog Winterquartiere in Besançon. Bei dem Wiederbeginne des Feldzugs im Frühjahre 1638 kam er eigens nach Gray, um dem väterlichen Freunde zu danken und Abschied von ihm zu nehmen. Es sollte das letzte Lebewohl sein, sie sollten sich nicht wiedersehen. Wie von einer Ahnung ergriffen warf sich Karl beim Weggehen Fourier zu Füßen und bat mit Thränen in den Augen um seinen Segen. „O Hoheit, bitten Sie Gott darum," erwiderte dieser sich weigernd, „und nicht einen Sünder wie mich." Da der Herzog darauf bestand und knieen blieb, drang P. Terrel, der zugegen war, in seinen Oberen, dem Verlangen des Fürsten zu entsprechen. „Möge denn Gott Sie segnen," betete er da mit gefaltenen Händen, mit leiser, vor Wemut bebender Stimme, „möge er Sie vor allem Übel behüten und

Sie zum ewigen Leben führen." Tief gerührt entfernte sich Karl; aber er verließ die Stadt nicht, ohne noch vorher zum Gouverneur zu eilen und diesem in befehlendem Tone zu sagen: „Sollte der gute P. Fourier hier bei Ihnen sterben, so verlange ich, daß seine sterbliche Hülle nach Lothringen zurückgebracht werde, denn ich kann und will nicht mein Land eines Heiligen berauben, der sein Ruhm und sein Stolz ist."

Die Zeit der Prüfungen und Leiden war noch nicht vorüber, das bleiche Gespenst des Hungers, das noch grauenhaftere der Pest, hielt auch seinen verheerenden Einzug in die Franche-Comté. Zuerst erschien die Hungersnot; die Lebensmittel stiegen so im Preise, daß man für einen Scheffel Weizen hundert Franken zahlte. „So oft derjenige," schreibt Fourier „den ihr General nennt, morgens durch die Straßen geht, um seine Messe zu lesen, begegnet er einer Menge von armen Kranken, die vor Hunger verschmachten. Einzelne liegen da vollkommen nackt und entblößt auf dem Pflaster, andere auf etwas Stroh. Oft findet er auch Todte, die in der Nacht gestorben sind ohne jeglichen Beistand, ohne jede Tröstung. Der klägliche Anblick solchen Elends, das man täglich sehen kann, geht ihm sehr zu Herzen, da er nicht im Stande ist, irgendwie zu helfen."

Dem Hunger folgten die Schrecken der Pest. In Gray wütete sie in schauderhafter Weise. Trotz seiner dreiundsiebenzig Jahre, trotz seiner steten körper-

lichen Leiden zeigte sich Fourier als den tröstenden Engel, der Hoffnung und Mut in die verzweifelnden Herzen senkte. Seine ganze Energie entfaltend, suchte er vor allem auch die Behörden und deren Frauen damit zu erfüllen, ihnen das Feuer christlicher Liebe einzuhauchen. „Ist es nicht besser," sprach er zu ihnen, „zu sterben in der Erfüllung seiner Pflicht, denn als Verräter an derselben und als Feiglinge zu leben? Fürchtet übrigens nicht, Gott wacht über die Seinigen und er wird euere Häuser unter seinen besonderen Schutz nehmen." Solche Ermahnungen verfehlten ihre Wirkung nicht. Strenge und energische Maßregeln wurden ergriffen, die Krankenpflege in den Spitälern auf's beste geordnet, sanitätliche Vorschriften für die noch Gesunden gegeben. Fourier war unermüdlich, er dachte an alles, er sorgte für alles, in den Spitälern, bei den Kranken in den Häusern, auf den Straßen, überall war er zu finden, wo es galt, zu trösten und zu helfen, Erleichterung zu verschaffen, so weit es möglich war. Öffentliche Gebete wurden gehalten, um Gottes Erbarmen herabzurufen; am Feste des heiligen Sebastian fand eine feierliche Prozession durch die Straßen mit dem hochwürdigsten Gute statt. Fourier selbst trug unter strömenden Thränen den Heiland durch die schwer geprüfte Stadt, um Gnade und Barmherzigkeit flehend. Wunderbar trug das bei zur Beruhigung der Gemüter, Mut und Hoffnung kehrten zurück, und ehe ein Monat verfloß, war die

grause Plage vollständig verschwunden. Groß war denn auch die Begeisterung und Verehrung der gesammten Einwohnerschaft für den edlen Greis, der so viel in der Gefahr für sie gethan, seiner selbst nicht schonend, seiner selbst stets vergessend, stets bereit, seine Person, seine Gesundheit und sein Leben für sie zum Opfer zu bringen. Man nannte ihn nur mehr „den Heiligen". Wo er sich öffentlich zeigte, sah er sich von den rührendsten Beweisen der Liebe und Dankbarkeit umringt, so daß er in seiner Demut sein Zimmer nicht mehr zu verlassen wagte. Ging er morgens zur heiligen Messe, so suchte er die abgelegensten Straßen auf, sich tief in seinen Mantel hüllend, um nicht erkannt zu werden.

Eine große Freude wurde ihm um diese Zeit von Seiten seines Fürsten, der, obwohl selbst fast arm geworden, Fourier für sich und seine Armen Unterstützungen sandte, die von einem Schreiben voll des höchsten Wohlwollens und der innigsten Verehrung begleitet waren. „Ich habe," schrieb er, „meinen Hausmeister beauftragt, Ihnen, mein ehrwürdiger Vater, für Sie und Ihre Schwestern eine Kleinigkeit zu übersenden, da ich erfahre, daß auch diese, weil Ihnen selbst wegen der dort herrschenden Armut so wenig Unterstützung zu teil wird, sich in dürftiger Lage befinden. Es sind mir da noch verschiedene alte Sachen geblieben, die ich lieber verkaufen, als Sie in Not lassen will. . . . Ich bitte aber, es nicht wie

gewöhnlich zu machen, sondern dem Hausmeister frei zu sagen, womit er Ihnen am ehesten helfen kann. Wenn Ihre gewöhnliche Bescheidenheit und Demut es nicht zuläßt, um etwas zu bitten oder etwas anzunehmen, so gestatten Sie es wenigstens P. Terrel und Ihren Schwestern. Unterdessen gedenken Sie meiner, denn wir stehen in einer Zeit, in der wir mehr als je Ihrer Gebete bedürfen. Wir müssen alles von Gott erwarten, nichts mehr von der Welt. Glückselig preise ich jenen, der nichts mehr mit ihr zu schaffen hat, der sich an einem Orte und in der Lage befindet, daß er nichts anderes mehr zu thun hat, als seinen Rosenkranz zu beten. Ich hoffe, daß Sie ihn für mich beten werden, daß Sie mir Ihre Liebe bewahren." Die Kleinigkeit übrigens, von der Karl hier redet, war eine ziemlich bedeutende Geldsumme, und jene „alten Sachen" Gegenstände von großem Wert.

Voll innigster Dankbarkeit schrieb Fourier zurück: „Gott möge in seiner Barmherzigkeit und um der Verdienste Christi, meines Heilandes und Erlösers willen, alle Ihre Wünsche erfüllen nach dem überschwänglichen Reichtum seiner göttlichen Majestät. Ruhm und Ehre möge er einem solchen Fürsten verleihen. Seine Unterthanen, die ihn lieben und verehren so treu und so von Herzen, bringen täglich ihre heißesten Gebete dem gütigen Heilande dar, daß es ihm gefallen möge, ihn vor jedem Übel und jeder Gefahr zu bewahren, ihn stets in seiner heiligen Hut zu

halten, ihn zu erleuchten und zu erfüllen mit Weisheit, ihm Gesundheit und langes Leben zu verleihen, und ihn bald und ruhmreich seinen Staaten wiederzugeben, um glücklich, in Ruhe und Sicherheit zu regieren und heilig zu leben. . . . Nun sind wir auf lange Zeit reich geworden und haben Überfluß durch die großmütige Freigebigkeit und Güte Euerer Hoheit. Der Belohner alles Guten allein kann Ihnen vergelten; und ihn bitten wir, er möge stets seine Gnade über Ihnen walten lassen, Sie überhäufen mit seinem reichsten Segen, und Ihnen die Erfüllung aller guten Wünsche gewähren, welche Sie jetzt haben und in Zukunft haben können."

Es war das nicht die einzige Freude, die der ehrwürdige Greis im letzten Jahre seines Lebens kostete; eine wohl noch größere bereiteten ihm die Einwohner von Gray, indem sie ihm zum Beweise ihrer Verehrung und Dankbarkeit ein geräumiges Haus zur Verfügung stellten, in welchem hinlänglich Platz für ihn und drei bis vier seiner Mitbrüder war; nur die Bedingung hatten sie gemacht, daß zwei derselben eine Lateinschule für ihre Kinder eröffneten. Man kann sich denken, mit welcher Genugthuung er auf das Anerbieten einging. Sah er doch so noch kurze Zeit vor seinem Tode eine neue, wenn auch kleine Genossenschaft in Gray entstehen, und konnte er doch den Rest seiner Tage wenigstens unter einigen seiner Mitbrüder verleben.

Zwanzigstes Kapitel.

Fouriers Tod.

Abend ist es geworden. Ein heiliges und segensreiches, ein thätiges und opfervolles Leben neigt sich seinem Ende zu; die Frucht ist reif für den Himmel geworden. Im Oktober das Jahres 1640 wurde Fourier von einem heftigen, seine Kräfte rasch zerstörenden Fieber befallen. Obwohl er voraussah, daß dies seine letzte Krankheit sein werde, kämpfte er im Anfange doch mit gewohnter Energie gegen das Übel, und mit großem Eifer arbeitete er noch, als er schon das Zimmer nicht mehr verlassen konnte, an den Constitutionen für die Congregation von Unserer Lieben Frau. P. Terrel hatte einen Arzt kommen lassen, und aus Liebe zu den Seinigen erklärte sich der Kranke, wiewohl er das Nutzlose aller Heilmittel voraussah, damit einverstanden. „Ich habe diese Nacht einen Traum gehabt," sprach er lächelnd zu dem Doktor; „ich glaubte mit der Krankheit ein Zwiegespräch zu haben und warf ihr vor, daß sie mich

hart behandele. Allerdings quäle ich Dich recht, gab sie mir zur Antwort, und niemand auf der Welt kann Dich aus meiner Hand erretten. Da sehen Sie, lieber Doktor, fuhr er heiter fort, daß alle Ihre Mühe umsonst sein wird.“

Dennoch unterwarf er sich gern und willig allen ärztlichen Vorschriften aus Demut und Gehorsam. Sein einziges Denken war darauf gerichtet, sich wohl auf sein Ende vorzubereiten. Vollkommen in den Willen des Herrn ergeben, sah er demselben entgegen. Nicht als ob der Tod ihm keine Furcht eingeflößt hätte, nein, er fürchtete sich sehr vor ihm, und nach dem, was sein erster Biograph erzählt, scheute dieser Engel im Fleische sich nicht, im Angesichte des Todes demütig zu gestehen und es laut zu sagen, daß er Furcht habe, daß das Gericht Gottes ihn mit Entsetzen erfülle. Er, der die Welt nur gesehen, um sie zu fliehen, die Sünde nur gekannt, um sie zu verabscheuen, dessen Leben nur eine Kette von guten Werken und eine Reihe von Tugenden gewesen, dessen Herz so erfüllt war von glühender Liebe zu Gott und dem Nächsten, er zitterte vor dem Augenblicke der Rechenschaft. Aber sein Vertrauen auf die Barmherzigkeit und Güte des Heilandes stärkte ihn, zu ihm betete er ohne Unterlaß, wie er sich auch inbrünstig dem Schutze derjenigen immerfort empfahl, welche wie keine andere die Zuflucht der Sterbenden ist, die Trösterin der Betrübten und mit Angst Erfüllten. Als er glaubte,

daß sein Ende herannahe, verlangte er nochmals nach der heiligen Communion; mit der heißesten Andacht und Inbrunst empfing er sie, bald auch die letzte Ölung mit einer so vollkommenen Hingabe an den Willen Gottes, wie sie nur den Heiligen möglich ist. Es war das gegen neun Uhr abends. Um elf Uhr fragte er, welche Stunde es sei. Als man es ihm gesagt, umfaßte er innig sein Crucifix mit den Worten: „O Jesu, verlaß mich nicht im Augenblicke des Todes," und nachdem er sich noch einmal an die allerseligste Jungfrau um Hülfe und Beistand gewendet, dreimal das Zeichen des heiligen Kreuzes über sich gemacht, hauchte er nach kurzem, leichtem Todeskampfe seine schöne Seele aus im sechsundsiebenzigsten Jahre seines Alters 1640.

Wie er arm gelebt, so war er gestorben. Alles, was er den Seinigen hinterließ, bestand in einigen Manuscripten. Der Congregation von Unserer Lieben Frau bestimmte er die nicht ganz vollendeten Constitutionen ihrer Genossenschaft, an denen er noch in den letzten Tagen seines Lebens gearbeitet hatte. Den Chorherren konnte er auch nur unvollendete Statuten hinterlassen; doch wurden sie durch seine Briefe, namentlich aus den letzten Jahren, in Stand gesetzt, dieselben in etwa zu ergänzen.

Groß war die Trauer in der ganzen Stadt, als am folgenden Morgen sich die Nachricht von seinem Hinscheiden verbreitete. Die Behörden der Stadt

erschienen in dem armen Sterbezimmer und schämten sich nicht der Thränen bei der entsellten Hülle dessen, der so vieles für sie gethan. Ein Bild des Friedens und himmlischer Ruhe lag der Todte da, an seinem Körper die Spuren der harten Bußübungen hinterlassend, durch die er ihn während so vieler Jahre der Herrschaft der Seele dienstbar gemacht hatte.

Fourier hatte nicht einmal soviel in seinem Besitze, von dem man seinen Sarg hätte bezahlen können. Da wetteiferten Bürgerschaft und Magistrat, ihm mit allem Pompe die letzten Ehren zu erweisen. In einem doppelten Sarge wurden seine Reste in einer Kapelle der Kirche von Gray beigesetzt bis zu ihrer Übertragung. Sein Herz, das die Stadt um jeden Preis behalten wollte, erhielt eine besondere Ruhestätte in der Kirche.

Ganz Lothringen versetzte sein Tod in Trauer, und sein vertriebener Herzog, wie die übrigen Glieder des Fürstenhauses, liehen ihr Ausdruck in rührenden Kundgebungen. „Auf das schmerzlichste fühle ich den Verlust des guten Vaters von Mattaincourt," so äußerte sich Karl; „er war unser Trost in dieser Zeit der Trübsal. Ich hoffe, daß er unserer nicht vergessen wird im Himmel. Indeß wollen wir nichts unterlassen, um ihm auch in dieser Welt die gebührende Ehre zu erzeigen, und alles thun, um seine sterblichen Reste sobald als möglich nach Lothringen zurückzubringen." Die Damen des herzoglichen Hauses schätzten sich glücklich, seinen Rosenkranz, eine Medaille oder

irgend einen anderen Gegenstand von ihm zu besitzen. Überall wurden feierliche Trauergottesdienste für ihn abgehalten, die Kanzeln wiederhallten von seinem Lobe, und das Volk wallfahrtete bereits zu seiner Ruhestätte, wie zu der eines Heiligen. Selbst in Frankreich fanden sich edle Männer, die sich nicht scheuten, ihm laut Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und seiner sogar in Richelieu's Gegenwart lobend und ehrend zu gedenken.

Das Jahr 1641 brachte Lothringen eine nur zu bald vorübergehende Zeit der Ruhe durch den sogenannten „kleinen Frieden", den Richelieu mit Karl IV. geschlossen hatte, um die französischen Truppen, welche Lothringen besetzt hatten, ausschließlich gegen die Spanier verwenden zu können; zudem ließen ihm die wieder erwachenden Empörungsgelüste des Adels im eigenen Lande es wünschenswert und geraten erscheinen, wenigstens von einer und noch dazu der gefährlichsten Seite aller Sorge überhoben zu sein. Thöricht genug war Karl, den es trotz seiner Abdankung zu Gunsten seines Bruders Franz doch gelüstete, wieder als regierender Fürst in Lothringen einzuziehen, auf alle, auch die härtesten Bedingungen Frankreichs eingegangen, Bedingungen, die er bald nachher wie das ganze Land selbst als unerfüllbar und unverbindlich erklärte. Während dieses kurzen Friedens von nur wenigen Monaten fand die Übertragung Fouriers sterblicher Reste nach seinem Heimatlande statt. In Gray war

man aber nicht gesonnen, sich von demselben zu trennen, und es bedurfte auf Ersuchen Karls eines ausdrücklichen Befehles der spanischen Regierung, in deren Territorium Gray gelegen war, ehe sich die Bewohner dazu verstanden. Doch ließ man ihnen auf inständigstes Bitten das Herz des teueren Todten. Die Chorherren, welche die Leiche in Empfang genommen, wollten sie nach Pont-à-Mousson als dem Sitze des Generalates ihres Ordens bringen. Ihr Zug, der nicht mehr einem Trauer-, sondern einem wahren Triumphzuge glich, gelangte nach Mattaincourt. Wie sie dahin kamen, wußten die Religiosen selbst nicht, da es von Anfang entschieden in ihrer Absicht gelegen hatte, gerade Mattaincourt zu vermeiden, und Herzog Karl die Leiche in Epinal erwartete. Wahrscheinlich hatten sie den rechten Weg verfehlt, und als sie den Irrtum gewahrten, wollten sie wegen des bedeutenden Zeitverlustes nicht wieder umkehren.

Unbeschreiblich war die Freude und der Jubel der Bewohner, womit sie die unverhoffte Ankunft der irdischen Hülle ihres geliebten Seelenhirten begrüßten, als sie dieselbe in ihrer Mitte sahen, in der nämlichen Kirche, in der er für sie gebetet, das heilige Opfer dargebracht, ihnen so oft das Wort Gottes verkündet hatte. Den guten Augustinerherren begann es Angesichts solcher Kundgebungen unheimlich zu werden, indem sie fürchteten, man werde den Leichnam nicht wieder herausgeben. Sie beschlossen darum, nur eine

Nacht in Mattaincourt zu verweilen. Als sie aber am folgenden Morgen aufbrechen wollten, fanden sie ihre Besorgniß bestätigt. Die Einwohner widersetzten sich ihnen auf's entschiedenste, die teueren Reste Fouriers wollten sie um jeden Preis behalten. Männer und Weiber eilten zur Kirche in fast drohender Haltung und schwuren, lieber das Leben zu verlieren, als zuzugeben, daß ihnen dieser Schatz entrissen werde. Alle Vorstellungen der armen Patres waren umsonst, man ließ sie kaum zu Wort kommen. So schickten sie denn Boten nach Epinal zu Karl, um von diesem den formellen Befehl zur Herausgabe der Leiche zn erwirken. Wohl wurde dieser gegeben, und um ihm Nachdruck zu verschaffen, sogar eine Abteilung Soldaten nach Mattaincourt gesandt. Die Männer zeigten sich nun bereit, nachzugeben, nicht so die Frauen; sich um den Leichnam schaarend beteuerten sie, daß man sie selbst erst tödten müsse, ehe sie den Todten freiwillig überließen. Tief gerührt sprach da der befehligende Offizier zu den Patres: „Wollen Sie, daß ich von den Waffen gegen diese Frauen Gebrauch mache?" — „O nein, o nein, eher ihn verlieren, als daß ein Tropfen von dem Blute seiner Kinder das Grab des Vaters benetze."

So blieben denn Fouriers Reste in seiner lieben Kirche zu Mattaincourt, wo er übrigens auch selbst seine letzte Ruhestätte zu finden gewünscht hatte, wie aus seinen eigenen Äußerungen bei Lebzeiten hervorgeht.

Von Papst Benedict XIII. selig gesprochen wallfahrteten zu jeder Zeit die dankbaren Lothringer zu seinem Grabe, über dem sich jetzt eine schöne, würdige Kirche erhebt. Im Jahre 1853 war es kein Geringerer als Lacordaire, der darin sein Andenken verherrlichte durch eine jener Reden, wie sie nur von den Lippen eines Fürsten der Kanzelberedsamkeit fließen können. „Öffnet man zum ersten Male," sagt er im Eingange, „die Geschichte des seligen Fourier, so vermag der Geist des Lesers nicht sofort den wahren Charakter dieser schönen Erscheinung zu entdecken; es drängt sich ihm die Frage auf, was der Mann gewesen, dessen Züge vor ihm auftauchen. Denn in dem, was Gottes ist, hat Fouriers Hand an allem mitgearbeitet. Seelenhirt, Stifter eines Ordens, Reformator eines anderen, Ratgeber seines Fürsten und seines Landes, hat er in seiner Person Erinnerungen vereinigt, welche für mehr als ein hervorragendes Leben hinreichen würden, und bei so vielen Werken und Tugenden ist es nicht leicht herauszufinden, welches die vorzügliche Bestimmung war, die die Vorsehung ihm zugedacht hatte. Je mehr man indeß sich in die Betrachtung dieser reichen Erscheinung vertieft, so läßt sich doch das geheimnißvolle Band erkennen, welches alles zu harmonischer Einheit verknüpfte. Fourier steht nicht in der auserlesenen Reihe der großen Ordensstifter; kein heiliger Benedict, kein Dominicus, kein Franciscus von Assisi, steht er ebensowenig einem hei-

ligen Bernhard gleich in der Wiederaufrichtung und Wiederbelebung einer verfallenen Schöpfung. Seine umfassendere Aufgabe gestattete ihm solche Stiftungen und Reformen nicht, und die mehr sich verteilenden Strahlen seines Ruhmes erscheinen weniger glänzend in dem Punkte, in welchem der jener Männer sich vereinigt. Was war er denn? Welchen Namen soll man ihm geben? Welches ist die schönste und hervorragendste Krone, welche diesem Haupte gebührt, das deren mehrere trug?

Fourier war ein heiliger Priester. In diesem Worte ist sein Leben zusammengefaßt, das erklärt seine Mannichfaltigkeit und bildet zugleich das Band seiner Einheit. Er war ein heiliger Priester und wenn die Vorsehung ihm hier sein Grab anwies in der Nähe jener Seelen, deren Hirt er vierzig Jahre lang gewesen, und nicht an einem Orte, wo ihn größere Pracht umfing, so wollte sie uns damit wohl den wahren Charakter ihres Dieners enthüllen. Aber dieser anspruchslose, so lange Jahre in dem Pfarrhause eines armen Dorfes verborgene Priester, war eingeweiht in die wichtigsten Geheimnisse seiner Zeit. Er kannte die Herzen der Fürsten und sein Rat war von Einfluß auf die Geschicke seines Landes. Selbst Leiden sollte er zu erdulden haben, welche nur die Großen der Erde zu treffen pflegen, und in der Verbannung sterbend, nachdem er in der Hütte gelebt, konnte man ihn einem jener alten Römer gleich erachten, die vom

Pfluge zum Consulate berufen von der Höhe des Herrschers in's Unglück hinabstiegen. Ja, Fourier war ein heiliger Priester und ein großer Bürger zugleich. Der Priester und der Bürger leisteten sich am Herzen Gottes jene gegenseitige, wenn auch in ihrer Art verschiedene Hülfe, die beide zu ihrer Größe erhob."

Inhalt.

Lager, Christian,

Der selige Peter Fourier e. Beitr. zur Geschichte Lothringens im 17. Jh

Regensburg 1884